

Spiritualität konkret 2026



Zhs.

ZENTRUM MARIA WARD

Ein Wort zuvor



Liebe Freunde und Freundinnen
der Congregatio Jesu,

mit diesem Heft veröffentlichen wir wieder die Beiträge unserer Mitschwestern aus dem vergangenen Jahr. Diesmal steht das Thema Nachhaltigkeit besonders im Fokus. Als Christinnen und Christen verstehen wir die Welt als Schöpfung Gottes, für die wir mit allen Menschen zusammen verantwortlich sind. Wie einst für die Ureltern im Garten Eden ist unsere Aufgabe, die Erde nicht nur zu bewirtschaften, sondern auch zu behüten und nicht auszubuten.

Der Fokus auf Nachhaltigkeit schließt zugleich das nachhaltige Handeln Gottes an uns Menschen ein: Er hat uns auf sich hin geschaffen und nicht gezögert, seinen Sohn in die Welt zu senden, um alle Menschen zu heilen und zu retten. In Gemeinschaft mit Jesus und mit ihm als Gefährten arbeiten wir.

Möge Er uns helfen, selbst zu wachsen, und anderen Raum zum Wachsen zu geben!



Igna Kramp Cf

Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 03 ‚Laudato sí‘ im Praxistest
von Sr. Nathalie Korf Cj und Thomas Schmidt
- 15 „Gott, du hilfst Menschen und Tieren“
von Sr. Nathalie Korf Cj und Thomas Schmidt
- 19 Weshalb sind wir in diese Stunde gekommen?
Nachfolge als Passion *von Sr. Igna Kramp Cj*
- 32 Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenige Arbeiter
von Sr. Magdalena Winghofer
- 35 Übrigens... *von Sr. Magdalena Winghofer Cj*
- 36 Die Bindung Isaaks. Begegnungen
mit einem schwierigen Text *von Sr. Igna Kramp Cj*
- 45 Die Aktualität Mary Wards *von Sr. Ursula Dirmeier Cj*
- 50 Der Schritt aus der Nische.
Genese der Bamberger Mary Ward *von Sr. Beate Neuberth Cj*
- 54 Ein besonderer Gedenktag: 11. April
von Sr. Ursula Dirmeier Cj
- 56 Einen offenen und freien Zugang zu Gott suchen
und finden *von Hililtrud Wendorff Cj*
- 59 Ihre Spende kann Zukunft gestalten
- 64 Unsere Autorinnen
- 65 Unsere Geistlichen Begleiterinnen
- 68 Impressum

„Laudato sí“ im Praxistest

Das Projekt „Nachhaltigkeit und schöpferische Pastoral“ im Gespräch

Sr. Nathalie Korf/Thomas Schmidt

Veröffentlicht in: *Von der Pflicht zur Kür. Experimente in der pastoralen Praxis*, hg. von Wolfgang Beck und Elmar Honemann, Freiburg 2025.

Sr. Nathalie Korf CJ (NK) arbeitet zusammen mit ihrem Kollegen Thomas Schmidt (TS) im Referat Nachhaltigkeit und schöpferische Pastoral im Bistum Limburg. Im Buch „Von der Pflicht zur Kür“ reflektieren beide zusammen ihr Projekt und berichten von ihren Erfahrungen.

Thomas Schmidt (TS): Mein Name ist Thomas Schmidt. Ich bin Jahrgang '59. Ich gehöre zur Bewegung der Arbeiterpriester. Vor dieser Dynamischen Stelle war der Schwerpunkt meiner Arbeit der Einsatz für soziale Gerechtigkeit. Im Laufe der Jahre ist mir klar geworden, dass die Frage der sozialen Gerechtigkeit dringend verbunden werden muss mit der ökologischen Transformation. Papst Franziskus hat das in ‚Laudato sí‘ (LS) ja dann auch zum Ausdruck gebracht mit seiner Formulierung: *„Wir müssen immer gleichzeitig den Schrei der Armen und den Schrei der Schöpfung hören“* (vgl. LS 49). Das habe ich als Auftrag gehört und dann diese Stelle angetreten.

Sr. Nathalie Korf CJ (NK): Mein Name ist Schwester Nathalie Korf. Ich bin 44 Jahre alt. Vor meinem Eintritt in die Ordensgemeinschaft der Congregatio Jesu habe ich als Heilerziehungspflegerin gearbeitet. Mit der Enzyklika ‚Laudato sí‘ ging es mir ähnlich wie dir. Ich habe daraufhin angefangen, mich bei der Initiative ‚Foodsharing‘ zu engagieren, um das Bewusstsein der Menschen für Lebensmittelverschwendung zu schärfen. Für mich war die Frage der Nachhaltigkeit erstmal eine Frage des individuellen Le-

bensstils, den ich immer weiter versucht habe zu optimieren. Mir ist dann immer mehr bewusst geworden, dass es eine Frage ist, die wir strukturell und gemeinsam angehen müssen. 2020 habe ich nach meinem Studium angefangen, als Gemeindeferentin in der Pfarrei Heilig Geist am Taunus zu arbeiten und dort sehr positive Erfahrungen mit einer neu gebildeten Nachhaltigkeitsgruppe gemacht, die motiviert war und für kirchliche Kontexte sehr generationenübergreifend und jung. Das hat mich motiviert, mich für diese Stelle zu bewerben.

Die Anfänge des Projektes – erste Festlegungen

TS: Genau. Und dann haben wir gemeinsam im Januar 2022 in der Region Taunus angefangen.

NK: Zu Beginn saßen wir hier zusammen und haben überlegt, wie wir unsere Arbeit angehen. Wir haben auch darüber gesprochen, wie wir das Thema kommunizieren wollen. Uns war klar, dass wir einladend und positiv über das Thema Nachhaltigkeit sprechen wollen, nicht pessimistisch und mahnend, sondern hoffnungsvoll und ermutigend.

TS: Ja, das stimmt. Möglicherweise ist ja ohnehin die Haltung der Hoffnung der zentrale Beitrag der christlichen Kirchen. Es ist aber eine offene Frage geblieben, die wir gerne mit vielen Leuten besprechen wollen: „Woher kommt die Hoffnung – und was können Christ:innen dazu beitragen?“

NK: Eine weitere Anfangsentscheidung war, dass wir die Bezeichnung unserer Stelle erweitern wollten. Ursprünglich hieß sie „Referat für schöpferungsverträgliche Pastoral“. Wir haben gemerkt, dass das ein Ausdruck ist, der im nicht-kirchlichen Bereich schwierig zu kommunizieren ist und haben daher den Begriff „Nachhaltigkeit“ ergänzt.

Drei Schwerpunkte: Schöpfungszeit, Gartenlabyrinth, Zusammenarbeit

TS: In den beiden ersten Jahren unserer Stelle hatten wir drei Schwerpunkte: erstens die Schöpfungszeit, zweitens ein begehbare Gartenlabyrinth, und drittens Kontakte zu zivilgesellschaftlichen Organisationen.

Den „Tag der Schöpfung“ am 1. September haben wir vorgefunden, ursprünglich aus der orthodoxen Kirche, und gefeiert seit vielen Jahren von der ACK, der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland. Papst Franziskus hat ihn aufgegriffen und das weltweite ‚Laudato sí-Movement‘ zu einer Schöpfungszeit erweitert, die bis zum Tag des heiligen Franziskus am 4. Oktober dauert. In diesem Rahmen haben wir in jedem Jahr eine ganze Vielfalt von Veranstaltungen geplant und durchgeführt.

NK: Ich erinnere mich unter den Veranstaltungen zur Schöpfungszeit noch besonders gerne an die „Wild Church“ im Sommer 2024, einen Gottesdienst im Wald mit persönlicher Naturerfahrung und einem bereichernden Austausch, oder an eine Diskussionsveranstaltung zum Thema „Wirtschaftswachstum“, und auch an Film-Impulse auf Instagram zum Thema „Leben in Fülle“, an denen sich viele Menschen aus unserem Netzwerk beteiligt haben.

TS: Außerdem haben wir seltene Käuze im Wald beobachtet, aber auch mit Kindern Äpfel geerntet und einiges andere mehr.

NK: Bei den Veranstaltungen kamen Menschen aus ganz verschiedenen Kontexten – Leute, die wir aus den Gemeinden kannten, aber oft auch Leute, die in der Zeitung davon gelesen hatten und bisher eigentlich gar nichts mit Kirche zu tun gehabt hatten.

TS: In der zweiten Schöpfungszeit hatten wir gelernt, dass Kooperation mit anderen Organisationen und Initiativen von entschei-

dender Bedeutung ist. Wir haben gesagt, wir machen nur noch etwas in Kooperation mit einer anderen Organisation – innerkirchlich wie außerkirchlich. Das hat sich wirklich bewährt.

NK: Wenn man mit so vielen verschiedenen Kooperationspartner:innen an einem gemeinsamen Programm arbeitet, ist das erst einmal mehr Arbeit. Aber am Ende lohnt es sich auf jeden Fall: Es erhöht die Reichweite und macht auch mehr Spaß zusammen.

TS: Unser Traum ist, dass aus dieser Schöpfungszeit einmal eine geprägte Zeit des Kirchenjahres wird. So wie es eine Fastenzeit und eine Osterzeit, wie es eine Adventszeit und eine Weihnachtszeit gibt, so gibt es vielleicht irgendwann mal eine ökumenische Schöpfungszeit. Gerade bei diesem Thema ist die ökumenische Verankerung unerlässlich.

NK: Das Gartenlabyrinth ist ein großes innerkirchliches Kooperationsprojekt mit der Katholischen Familienbildung Taunus und der Pfarrei St. Elisabeth Hofheim / Eppstein / Kriftel. Die Idee dazu kam von einem Ehrenamtlichen aus dieser Pfarrei und traf auf unseren Wunsch nach einem Begegnungsort, an dem unser Thema erlebbar werden kann. Die Pfarrei hat uns an der Bonifatius-Kapelle ein Stück Land zur Verfügung gestellt. Nachdem das Labyrinth gegraben war, haben wir im März 2024 mit einem „Trampelfest“ mit Schul- und Kitagruppen angefangen: Ich bin mit 230 trampelnden Kindern hinter mir durchs Labyrinth gelaufen. Daran erinnere ich mich gerne, genauso wie an das erste große Familienfest. Seitdem kommen immer wieder Schulklassen der örtlichen Grundschule und Gruppen aus anderen Schulen, um darin zu arbeiten. Im Frühjahr haben wir Kartoffeln gesät, die wir im Herbst geerntet haben, und beim Erntefest haben wir Pommes daraus gemacht.

Das Labyrinth ist zu einem ganz besonderen Ort geworden, an dem sich Menschen begegnen, an dem Umweltbildung stattfindet

und an dem es ganz unterschiedliche Veranstaltungen gibt. Das Spannende an diesem Projekt ist, dass es sich im Gehen entwickelt hat. Anfangs hätten wir uns nicht vorstellen können, dass ein Jahr später schon rund 1.000 Kinder in diesem Labyrinth gearbeitet haben. Es ist für mich ein Ort, an dem Kirche lebendig und jung ist und Spaß macht.

TS: Neben der Verankerung in der Kirche haben wir ganz bewusst Kontakt gesucht zu zivilgesellschaftlichen Gruppen, wie zum Beispiel der „Hofheimer Lokalen Agenda“ oder den jungen Leuten von Youtopia. Wir haben zuerst viele Male einfach nur an deren Veranstaltungen teilgenommen und Beziehungen aufgebaut. Diese Arbeit lebt von Beziehung, vom Immerwieder-Hingehen, vom Bekanntsein und von der Suche nach dem, was man gemeinsam machen kann. Später konnten wir unsere Räume, unsere Zeit und unsere personellen Ressourcen anbieten. Eine sehr positive Erfahrung war, als wir eingeladen wurden zu einer Vernetzung all dieser Gruppen. Da haben wir Wert darauf gelegt, dass wir uns an dieser Vernetzung beteiligen, aber nicht in eine führende Funktion gehen. Wir wollten im Zug mitfahren, aber wir haben uns bewusst nicht in die Lok gesetzt. Das scheint uns eine sehr wichtige Erfahrung für die Zukunft kirchlicher Arbeit zu sein: dass wir als Leute von der Kirche an gesellschaftlichen Prozessen teilnehmen und sie mitbestimmen, aber eben nicht mehr anzuführen versuchen.

NK: Stimmt, das finde ich auch total wichtig. Gerade am Anfang haben wir erlebt, dass manche Leute Vorbehalte gegenüber der Kirche haben, weil sie genau die gegenteilige Erfahrung zu dem gemacht haben, was du eben beschrieben hast. Anfangs hat jemand zu mir gesagt: „Ach, ihr meint das ja wirklich ernst mit der Nachhaltigkeit, das ist nicht wieder nur so ein Missionsding.“ Ich fürchte, diese Erfahrung haben Menschen oft gemacht, und wir müssen aufpassen, dass wir nicht wieder in dieselbe Kerbe schlagen.

TS: Genau: Kirche als eine uneigennützige Gruppe, die mitarbeitet und ihren Teil zum Besten der Gesellschaft und der Nachhaltigkeit beiträgt.

NK: Wir stoßen mit unserem Thema eigentlich überall auf großes Interesse: bei den Kommunalverantwortlichen, für die Kirche immer noch ein wichtiger Player ist, und bei anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen und Initiativen. Manche sind auch überrascht, dass sich Kirche für dieses Thema engagiert. Jugendliche haben uns zum Beispiel gesagt, dass die Kirche doch viel eher für die Caritas da sei. Vielen Hauptamtlichen in den Pfarreien ist Nachhaltigkeit ein persönliches Anliegen. Es ist aber meist kein Thema, das in der pastoralen Arbeit vorkommt. Die – oft unterbesetzten – Teams haben scheinbar keine Kapazität für ein zusätzliches Thema.

Innerkirchliche Aktivitäten

TS: Diese strukturelle Überlastung der Pastoralteams ist auf die Dauer sicher ein Hindernis für die Innovationsfähigkeit der Kirche.

Bei der evangelischen Kirche in der Region gab es von Anfang an Bereitschaft zur Kooperation. Sie macht bei diesem Thema auch Sinn. Gerade wenn wir uns im gesellschaftlichen Bereich bewegen, ist die konfessionelle Frage nicht mehr wichtig. Wichtig ist, dass Christ:innen und ihre Kirchen etwas für die Nachhaltigkeit tun. So entsteht eine Ökumene des gemeinsamen Handelns und des Zeugnisses.

NK: Auch in den Pfarreien der Region halten wir das Thema Nachhaltigkeit präsent; vor allem durch die Gestaltung von Sonntagsgottesdiensten. Die Leute finden es gut, wenn jemand von außen kommt und etwas Interessantes zu sagen hat. Wir freuen uns immer, wenn Menschen verstehen: Das ist ein Thema, das uns als Kirche angeht – und wir können da auch gemeinsam etwas tun.

TS: Bei diesen Gottesdiensten können wir ein „Grundrauschen“ herstellen. Aber an dem Punkt muss man realistisch sein: Eine Pfarrei ist eine Institution, sie ist keine Bewegung. Hier kommen nicht Menschen zusammen, weil sie gemeinsam etwas bewegen wollen, sondern weil sie Nachbar:innen sind und weil sie vielleicht für sich, ihre Familien, ihre Kinder, ihre Alten etwas gestalten wollen. Aber sie kommen nicht, weil sie ein bestimmtes Thema bewegt, das über eine Gruppe vorangetrieben werden soll. Einzelne Gruppen in der Pfarrei können das leisten. Aber die Pfarrei als Ganze ist in dieser Richtung kaum mobilisierbar. Sich das klarzumachen ist wichtig, damit man nicht falschen Hoffnungen oder Illusionen aufsitzt.

NK: Das war mir nicht so ganz klar, als wir mit dieser Stelle begonnen haben. Mir persönlich war politisches Engagement sehr wichtig, und ich habe gedacht, ich kann die Leute in den Pfarreien dafür begeistern, sich auf einer politisch-strukturellen Ebene einzusetzen. Jetzt muss ich sagen, dass das eine unrealistische Erwartung war.

TS: In einigen großen Pfarreien gibt es Umwelt- oder Nachhaltigkeitsausschüsse, die wir zu Vernetzungstreffen eingeladen haben. Anfangs kamen sie gerne, doch beim dritten Treffen meldeten sie uns zurück, dass sie keine Zeit für überregionale Vernetzung haben, weil sie in ihrem lokalen Engagement schon so eingespannt sind.

Neue theologische Fragen im Kontext der Nachhaltigkeit

TS: Unsere Praxis der letzten beiden Jahre hat natürlich auch eine Reihe von theologischen Fragen aufgeworfen, die es weiter zu reflektieren gilt: Was sind eigentlich die Schwerpunkte, wenn wir über Schöpfung heute nachdenken? Was können wir als Kirche originär aus unserem Glauben, aus unserer Tradition zur öffentli-

chen Debatte beitragen? Wie relevant sind theologisch-spirituelle Erkenntnisse in einer säkularen Gesellschaft, und wie können sie verständlich kommuniziert werden?

NK: Ich glaube, Klimagerechtigkeit ist ein ganz wichtiger Punkt, den wir einbringen: Wenn ich die Bibel aufschlage und in den Evangelien lese, dann wird mir sehr deutlich, dass Ge-rechtigkeit ein Kernanliegen Jesu ist. Vielleicht ist unsere Herausforderung die „Übernächstenliebe“ (Eckart von Hirschhausen), also der Einsatz für die Menschen kommender Generationen und für die, die weit weg leben. Da können wir als katholische Kirche gut unsere gewachsenen internationalen Verbindungen einbringen.

TS: Heute gibt es eine Tendenz zur Eschatologie, also anstelle der Frage nach der Bewahrung der Schöpfung („Was war mal gut, und was müsste bewahrt werden?“) die Frage: „Wie wollen wir in Zukunft leben? Nach welchem Muster wollen wir leben als Erdlinge, als Teil der Schöpfung und doch mit Verantwortung?“ Man fragt also eher nach der sozial-ökologischen Transformation. Das finde ich einen sehr produktiven Gedanken, der sich zum Beispiel in Konzepten wie *Paradising* äußert, also der Vorstellung von einem Garten Eden heute mitten in der Krise.

NK: Wir erleben immer wieder, dass nach einer Predigt in einer Gemeinde einzelne Leute zu uns kommen und sagen, dass es für sie neu ist, dass Nachhaltigkeit etwas mit ihrem Glauben zu tun hat. Das Thema „Nachhaltigkeit“ sollte im kirchlichen Kontext nicht nur technisch angegangen werden, wie etwa durch Photovoltaik-Anlagen auf Kirchendächern. Wir müssen es auch pastoral betrachten: Welche Haltungen und Praktiken müssen wir entwickeln, um uns aktiv in den Nachhaltigkeitsdiskurs einbringen zu können? Wie können wir so eine gute Erfahrung von einer neuen Art des Miteinanders machen?

Erfahrungen und learnings

TS: Was haben wir bei aller Vorsicht und bei allem Bewusstsein der Begrenztheit unserer Erfahrungen gelernt?

Das Thema „Nachhaltigkeit und schöpfungsverträgliche Pastoral“ ist richtig angesiedelt auf der kirchlich mittleren Ebene zwischen der einzelnen Pfarrei und dem Bistum. In der Pfarrei finden sich möglicherweise nicht ausreichend Ressourcen und genügend Leute, die das wirklich betreiben wollen. Die Bistumsstellen, die dringend notwendig sind für die allgemeine Orientierung, Leitung und Unterstützung sind aber von den aktiven Gemeindemitgliedern zu weit weg. Hier bietet sich die mittlere Ebene an – einerseits um eigenständig Aktivitäten voranzubringen, andererseits aber auch, um nahe an den Engagierten gemeindliche Aktivitäten zu unterstützen.

NK: Das Thema „Nachhaltigkeit“ muss eingebettet sein in eine allgemeine Bistumsstrategie. Es ist gut, wenn das Thema ein Anliegen der Bistumsleitung und des gesamten Bistums ist. Es ist für uns wichtig, eine gute Kooperation zu haben mit den entsprechenden Gremien und Stellen auf Bistumsebene. Das erleben wir in unserer Arbeit sehr positiv.

TS: Eine Sache ist uns aber völlig klar geworden. Wenn es eine Strategie gibt, braucht es dafür eine personelle Besetzung: Hauptamtliche, geschlechter- und generationenübergreifend, die das Thema „Nachhaltigkeit“ vorantreiben und es immer wieder einbringen. Da wird es am besten sein, wenn es nicht Einzelkämpfer:innen sind, sondern kleine Teams, die sich gegenseitig bereichern und in den leider nicht vermeidbaren Durdstrecken auch gegenseitig ermutigen können.

NK: Ich glaube, die Versuchung ist immer da, zu glauben, Nachhaltigkeitseinsatz der Kirche funktioniert auch ohne Hauptamtli-

che. Sicher gibt es auch tatsächlich viele Ehrenamtliche, denen es ein Anliegen ist. Aber gerade im Hinblick auf die Schöpfungszeit merken wir: Es braucht jemanden, der das koordiniert und die Leute motiviert. Das wird in dieser Größenordnung kein Ehrenamtlicher tun.

Was fördert Innovation?

TS: Was hat sich in unseren Stellen als innovationsfördernd erwiesen?

Schon vor dem Beginn unserer Stelle gab es im der Region Menschen, denen das Thema wichtig war, die Dinge ausprobiert haben und die sich für die Schaffung unserer Stelle eingesetzt und gesagt haben: „Das ist jetzt euer Feld, hier könnt ihr arbeiten, ihr könnt hier und da anknüpfen, aber im Grunde seid ihr frei zu gestalten“. Dieser große Gestaltungsspielraum hat uns ermutigt, innovative Dinge zu probieren. Es gab niemand, der gesagt hat, „das haben wir alles schon mal probiert“, „das gab es alles schon mal“ oder „so was ist bei uns gar nicht möglich“.

NK: Ganz wichtig ist aber auch, dass wir einfach Zeit hatten: Zeit, um Leute zu treffen, uns zu vernetzen, Veranstaltungen anderer zu besuchen und Vieles auszuprobieren. Gerade zum Experimentieren sind wir sehr ermutigt worden. Auch Zeit für die Reflexion ist wichtig. Erlebnisse werden ja erst dadurch zu Erfahrungen, dass man sie reflektiert. Das braucht Zeit, die man oft im normalen pastoralen Alltag kaum hat. Hilfreich ist auch, dass wir immer wieder von anderen nach unseren Erfahrungen gefragt werden und sie so auf den Punkt bringen müssen.

TS: Ein besonders weites Feld für Innovation war für uns sicher die von uns gesuchte Kooperation mit verschiedenen zivilgesellschaftlichen Gruppen und mit einer Menge von Menschen außerhalb der Kirchen. Die Art, dort zu arbeiten, sich zu begegnen

und zu sprechen, hat uns immer wieder neue Horizonte eröffnet. Wir konnten lernen. Es gab auch Dinge, die uns enttäuscht haben, ganz klar. Diese Horizonterweiterung über die eigenen Grenzen der kirchlichen Aktivitäten hinaus ist extrem innovationsfördernd.

NK: Wir haben auch gelernt, dass sich nicht alles planen lässt, und dass es gut ist, auch offen für das Spontane zu sein. Das Labyrinth zum Beispiel hätten wir niemals so planen können, wie es sich letztlich entwickelt hat. Viel ist unterwegs, im Dialog mit den Besucher:innen und in der Reflektion unserer Aktionen entstanden. Ich glaube, es ist total wichtig, dass man ein Ziel vor Augen hat, und dass man einen Plan hat, wie man da hinkommt. Aber man darf nicht stur an dem Plan festhalten und muss auch bereit sein, ihn zu verwerfen oder anzupassen und anders weiterzugehen.

TS: Und das ist ja einer der Spaßfaktoren an der Arbeit: wenn man von den Ergebnissen, die man dann erzielen kann, selbst noch überrascht wird.

Neue Wege zu gehen muss die Arbeit mit bereits bestehenden Formaten nicht ausschließen. Die schon angesprochene Gestaltung von Gottesdiensten ist dafür ein Beispiel. Das gilt aber auch für Besuche bei einer ganzen Reihe von normalen Gemeindeaktivitäten wie einem Frauenfrühstück oder einer Erwachsenenbildungsveranstaltung, wo einfach Menschen kommen, weil sie das Format mögen, und dann mit dem Thema konfrontiert werden. Das Bedienen bestehender Angebote nützt der Verbreitung des Themas und hilft, es im Sinne des erwähnten „Grunddrauschens“ in der verfassten Kirche zu verankern.

NK: Das Thema „Nachhaltigkeit“ braucht konkrete Erfahrungsräume, besonders die Begegnung mit der Natur. Viele Menschen sind kaum noch in Beziehung zur Natur. Diese Beziehung ist aber wichtig, weil sie auch für andere Beziehungsdimensionen öffnet: In der Natur komme ich in Kontakt zu mir selbst, und sie kann mir

helfen, Gott zu entdecken und zu ihm in Beziehung zu treten. So kann ich erfahren, dass alles mit allem verbunden ist, wie es Papst Franziskus immer wieder betont. Bei unserem Angebot „Wild Church“ wurde das im Austausch über die persönliche Zeit in der Natur besonders deutlich. Naturerfahrung ist eine Grundlage für Nachhaltigkeitsengagement. Letztlich werde ich nur schützen, was mir kostbar ist. In der Natur spüre ich besonders, was Albert Schweitzer sagt: „Ich bin Leben, das leben will inmitten von Leben, das leben will.“

Innovative pastorale Projekte aus dem Bistum Limburg

Über das Ende volkskirchlicher Strukturen in Deutschland herrscht weitgehend Konsens. Dennoch wird die kirchliche Praxis überwiegend in vertrauten Formen gestaltet.

Acht Seelsorgerinnen und Seelsorger im Bistum Limburg haben die Chance wahrgenommen, experimentell nach neuen Wegen in der Pastoral zu suchen. In „Dynamischen Stellen“ initiieren sie ökumenische, sozialräumliche, kulturelle und digitale Projekte. Der Band bietet neben den persönlichen Erfahrungen der Seelsorgerinnen und Seelsorger auch die Ergebnisse einer empirischen Evaluation und eine pastoraltheologische Analyse.

Buchtipp:

Elmar Honemann, Wolfgang Beck (Hg.)

Von der Pflicht zur Kür –
Experimente in der pastoralen
Praxis, *Verlag Herder*



„Gott, du hilfst Menschen und Tieren“

Sr. Nathalie Korf Cj / Thomas Schmidt

Predigt zur Schöpfungszeit 2025

Die Schöpfungszeit geht jedes Jahr vom 1. September, dem Gebetstag für die Bewahrung der Schöpfung, bis zum 4. Oktober, dem Gedenktag des Hl. Franziskus. In Deutschland hat die ACK (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen) die diesjährige Schöpfungszeit unter das Motto „Gott, du hilfst Menschen und Tieren“ aus Psalm 36 gestellt. Sr. Nathalie Korf Cj (NK) arbeitet zusammen mit ihrem Kollegen Thomas Schmidt (TS) im Referat Nachhaltigkeit und schöpfungsverträgliche Pastoral im Bistum Limburg. In der Schöpfungszeit haben sie gemeinsam zu Gen 1, 1–2a.20–2 gepredigt.

TS: Wir haben einen kurzen Auszug aus der Schöpfungsgeschichte der Bibel gehört. Genauer: einen Auszug aus einer der beiden Schöpfungsgeschichten. Sie steht ganz am Anfang des Buches Genesis oder der 5 Bücher Mose, ist aber von ihrer Entstehungszeit die jüngere Fassung, etwa aus dem Jahr 500 v. Chr.

Sie beginnt mit dem „Tohuwabohu“, dem hebräischen Wort für wüst und leer. Die Schöpfung erscheint hier wie ein Akt des Ordnungschaffens: Aus dem Chaos wird der Kosmos. Im immer gleichen Schema werden gewissermaßen rhythmisiert die sieben Tage mit ihren jeweiligen Naturerscheinungen und Lebewesen erschaffen.

Also – und das ist die erste wichtige Botschaft der Schöpfungsgeschichte: Alles ist geschaffen und wir alle sind geschaffen: Menschen und Tiere. Wir sind Mitgeschöpfe, die Geschöpflichkeit ist unser gemeinsames Merkmal. Das heißt insbesondere: Unser Leben ist begrenzt und wir verdanken es einem Anderen. Wir haben es nicht aus uns selbst heraus.

Dazu gehört die zweite Botschaft dieser Schöpfungsgeschichte: Bei aller Mitgeschöpflichkeit gibt es dennoch eine Reihenfolge:

Der Mensch wird erst am 6. Tag geschaffen. Darin steckt eine einfache, aber sehr wichtige Botschaft: Bevor der Mensch sich um die Erde kümmern konnte, hat sich die Erde um ihn gekümmert und ihm seine Lebensgrundlagen geschaffen: Die Sonne und die Sterne, das Land und das Meer, die Pflanzen und Tiere. Von Anfang an kommen wir als zerbrechliche und bedürftige Wesen auf die Welt, die ohne ihre Mitwelt gar nicht existieren könnten. Ohne das Leben um uns herum, könnten wir gar nicht leben. Und nicht zuletzt deshalb hilft „Gott den Menschen und den Tieren.“

NK: Wir sind also nicht alleine auf der Erde. Alles Geschaffene ist miteinander verbunden. Vielleicht haben Sie noch im Ohr, dass es im ersten Schöpfungsbericht am Abend eines jeden Tages heißt „Gott sah, dass es gut war.“ Nach der Erschaffung des Menschen steht das nicht dort. Erst als Gott am Abend des 6. Tages noch einmal auf seine gesamte Schöpfung schaut, auf *alles*, was er gemacht hat, steht dort „Und siehe, es war *sehr* gut“.

Diese „sehr gute“ gemeinsame Existenz des Geschaffenen ist auf eine friedliche, gleichberechtigte, Koexistenz hin angelegt. Das sieht man zum Beispiel an der Nahrung, die Gott den Geschöpfen zugedacht hat: dem Menschen werden die Früchte der Bäume gegeben und alles Gewächs, das Samen bildet. Den Tieren wird „alles grüne Gewächs“ zur Nahrung gegeben. Die Tiere wurden also nicht als Nahrung, zum Nutzen, für den Menschen geschaffen. Fleischkonsum erlaubt Gott erst nach der Sintflut. Es gibt also keine Jagd, kein Blutvergießen, keine Angst voreinander. Ein Idealzustand, der uns aber etwas Wichtiges sagt: Gottes ursprünglicher Wille ist eine Partnerschaft zwischen Mensch und Tier, keine Konkurrenz, keine Unterdrückung.

Aber was machen wir auf diesem Hintergrund mit dem exklusiven Herrschaftsauftrag an den Menschen? Der Mensch bekommt von Gott nicht nur, wie die Tiere, den Auftrag, fruchtbar zu sein, sondern auch, die Erde zu unterwerfen und über die Tiere zu „walten“, wie es in der neuen Einheitsübersetzung heißt. In der

Geschichte hat dieser Vers viel Schaden angerichtet.

„Herrschen“ und „unterwerfen“ ist hier kein Freibrief für Ausbeutung, sondern ein Auftrag zur Fürsorge. Der Mensch wurde als „Ebenbild“ Gottes geschaffen. Es lohnt sich also, einmal zu schauen, wie Gott denn herrscht: er schafft, erhält, segnet. Sein Herrschen ist dienend, gerecht, lebensfördernd.

TS: Die „Herrschaft“ des Menschen *über* die Schöpfung ist also in erster Linie Verantwortung *für* die Schöpfung. Diese hat viele Facetten. Sie betrifft auch unseren Umgang mit Tieren. Wie behandeln wir Tiere? Wie gehen wir mit aussterbenden Arten um? Leiden wir an der drastischen Reduzierung von Insekten? Haben Tiere eigene Rechte? Wenn ja, wer vertritt sie und wie? Wir halten wir Tiere – Hunde, Katzen, andere Haustiere? Was ist mit unserer Ernährung? Dürfen wir Tiere essen? Wenn ja, unter welchen Bedingungen züchten und halten wir sie? Ist Massentierhaltung gerechtfertigt? Dazu gehört die Frage: Sind Tierversuche zu verantworten? Sie spüren, das sind alles ernste und auch umstrittene Fragen. Nur, wenn wir eingestehen, dass wir alle Mitgeschöpfe sind, müssen wir nach Antworten suchen, die unserer Mitgeschöpflichkeit gerecht werden.

Was die Bibel sehr gut nennt, das weiß sie untereinander verbunden. Die moderne Biologie und Gentechnik bestätigen das auf beeindruckende Weise: Unsere genetischen Übereinstimmungen mit Pflanzen und Tieren sind frappierend. Wenn wir diese Haltung mehr und mehr einüben, dann werden wir ein anderes Bild von uns gewinnen. Dann werden wir unserer Umwelt nicht einfach nur gegenüberstehen. Dann wird unser Ich größer, zum *extended self*, wie es eine amerikanische Tiefenökologin ausdrückt. Ich bin nicht nur Ich, ich bin auch meine Familie, meine Gruppe, die Menschheit, die ganze Schöpfung. Ich bin ein lebendiger Teil im Netz des Lebens und wir schützen so, bei allem Einsatz für eine intakte Umwelt immer (auch) uns selbst.

NK: Der Mensch wurde als Letzter geschaffen. Aber ist er deshalb die „Krone der Schöpfung“, wie es in einem bekannten Gotteslob-Lied, das oft zum Glaubensbekenntnis gesungen wird, heißt? An dieser Stelle regt sich in mir immer Widerspruch: das ist eine völlige Selbstüberschätzung! Gar nichts sind wir ohne funktionierende Ökosysteme um uns herum. Und mit unserer großen Intelligenz haben wir schon viel zu oft Dinge erschaffen, die eben diese Ökosysteme zerstören, statt die Schöpfung – und damit auch uns selber – zu erhalten.

Ich denke, wir tun gut daran, diese selbstaufgesetzte Krone abzusetzen und den Blick von uns weg hin zu den anderen Geschöpfen zu wenden. Von Tieren können wir nämlich Einiges lernen: zum Beispiel Effizienz und Nachhaltigkeit, etwa von Bienen, die mit minimalem Materialeinsatz, dem Wachs, äußerst stabile Strukturen bauen. Oder Anpassungsfähigkeit, zum Beispiel von Zugvögeln, die flexibel auf Umweltbedingungen reagieren. Auch gelungene Kooperation können wir von Tieren lernen oder Achtsamkeit.

Dazu ist es wichtig, Tiere überhaupt bewusst wahrzunehmen. Wenn ich Zeit habe, vor allem im Urlaub oder in Exerzitien, bin ich gerne in der Natur. Dann setze ich mich manchmal irgendwo in den Wald oder ans Feld und beobachte in aller Ruhe, was um mich herum geschieht. Oft nehme ich zunächst gar nicht so viel wahr, aber dann sehe ich die Ameisen, Käfer, Vögel, Insekten – und dann wird mir klar, dass ich hier der Fremdling bin, in der Minderheit – umgeben von einem faszinierenden Ökosystem, in dem es ganz viel zu entdecken, zu bestaunen und auch zu lernen gibt. Solche kleinen Achtsamkeitsübungen in der Natur kann ich empfehlen: sie helfen auch sehr, abzuschalten. Und sie können dankbar machen für meine Mitwelt, meine Mitgeschöpfe und Gott, den Schöpfer. Aus dieser Dankbarkeit heraus kann ich mich dann wieder an die Arbeit machen, meiner von Gott gegebenen Verantwortung nachkommen und diese Welt in Liebe und Fürsorge mitgestalten.

Weshalb sind wir in diese Stunde gekommen?

Nachfolge als Passion

Sr. Igna Kramp Cf

Geistlicher Impuls für die Priester und Diakone des Erzbistums Köln,

Karfreitag 2025

Sehr geehrte, liebe Brüder und Schwestern, im Johannesevangelium spricht Jesus immer wieder von „seiner Stunde“, die „noch nicht gekommen“, oder weiter hinten im Evangelium „gekommen ist“. Bei der Hochzeit von Kana etwa sagt er auf den Hinweis seiner Mutter, dass der Wein alle sei, „Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen!“ (Joh 2,4). Mit „seiner Stunde“ meint Jesus die Stunde seines Leidens, seines Todes und seiner Auferstehung. Auf diese „Stunde“ läuft sein Leben zu, und „in dieser Stunde“ erst wird in vollem Maße offenbar, wer er ist. In dieser Heiligen Woche gehen wir mit Jesus in „seine Stunde“. Wir feiern mit ihm das letzte Abendmahl, waschen mit ihm die Füße seiner Jünger, durchstehen mit ihm die Todesangst im Garten Getsemani, begleiten ihn bei seiner Verhaftung und Verurteilung, halten aus unter dem Kreuz, erdulden die Leere, da er im Grab liegt und erfahren mit ihm den Trost der Auferstehung.

In dieser Woche lesen wir mehrere Texte aus dem Johannesevangelium: Am Gründonnerstag die Fußwaschung (Joh 13,1–15), am Karfreitag die Johannespassion (18,1–19,42) und am Ostersonntag die Entdeckung des leeren Grabes und die Begegnung Maria Magdalenas mit dem Auferstandenen im Garten (Joh 20,1–18). Die Feier des Paschamysteriums ist wie jedes Jahr sehr stark von Texten des Vierten Evangeliums geprägt. Dies möchte ich zum Anlass nehmen, in diesem Impuls genauer hinzulesen, was uns gerade Johannes zu diesem Geheimnis zu sagen hat.

Beginnen möchte ich mit dem Eingangschor der Johannespassion von Johann Sebastian Bach, dessen Worte zugleich ein Gebet sind:

*Herr, unser Herrscher, dessen Ruhm
in allen Landen herrlich ist.
Zeig uns durch deine Passion,
dass du, der wahre Gottessohn,
zu aller Zeit,
auch in der größten Niedrigkeit,
verherrlicht worden bist.¹*

„Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht“ (Joh 13,31)

Der Eingangschor trifft ins Zentrum eines johanneischen Paradoxons: In Jesu Leiden verbindet sich die größte Niedrigkeit mit der Herrlichkeit Gottes. Manchmal heißt es, der vierte Evangelist ginge über das Menschliche an Jesus hinweg. Aber das stimmt so nicht: gerade in seinem Evangelium erfahren wir, dass Jesus müde ist (Joh 4,6), dass er Durst hat (19,28), dass Jesus weint (Joh 11,35), dass Jesus liebt (Joh 11,5). Johannes geht nicht über Jesu Menschlichkeit hinweg, sondern er spannt den Bogen von menschlicher und göttlicher Natur Jesu maximal aus. Gerade in der größten Niedrigkeit Jesu wird Gott verherrlicht. Das wird schon zu Beginn des Paschamysteriums deutlich: Jesus wäscht seinen Jüngern die Füße. Sicher werden Einige von Ihnen diese Woche in der Liturgie Mitgliedern des Gottesvolkes die Füße waschen. Das gehört zur Vergegenwärtigung des Mysteriums. Und doch: Wird darin überhaupt deutlich, wie sehr sich Jesus darin erniedrigt hat? In unserer Gesellschaft gibt es diesen Dienst, der in der Antike von den niedrigsten Sklaven verrichtet wurde, so nicht. Welcher Dienst wäre in unserer Gesellschaft der niedrigste aller Dienste,

der dem Sklavendienst der Fußwaschung gleichkäme? Wundversorgung in der Obdachlosenambulanz? Reinigungsdienste in der Unterkunft für Geflüchtete? Jesus macht sich die Hände schmutzig. Seine Geste ist aber auch Ausdruck des Willkommens und der persönlichen Zuwendung. Jesus zeigt uns, was es heißt, zu „dienen“ (diakonein), das wörtlich bedeutet, *dia kónis* „(sich) durch den Staub (arbeiten)“.

Nachdem Jesus seinen Jüngern die Füße gewaschen hat, kündigt er an, dass Judas ihn verraten wird, und dieser geht hinaus in die Nacht (Joh 13,30). Damit beginnt die Passion, auch wenn noch einige Zeit verstreicht, bis Jesus auch tatsächlich verhaftet wird. Umso mehr überraschen seine Worte in diesem Moment: „Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht“ (Joh 13,31). Jesus deutet „seine Stunde“, und damit ist das ganze Paschamysterium gemeint, als „Verherrlichung Gottes“. Die Dramatik dieser Paradoxie wird besonders deutlich in der so genannten „Getsemani-Szene“, die im Johannesevangelium schon direkt nach dem Einzug in Jerusalem in Kapitel 12 erzählt wird und mit dem Ort Getsemani gar nichts zu tun hat. Dort heißt es (12,27–32):

²⁷Jetzt ist meine Seele erschüttert. Was soll ich sagen: Vater, rette mich aus dieser Stunde? Aber deshalb bin ich in diese Stunde gekommen. ²⁸Vater, verherrliche deinen Namen! Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe ihn schon verherrlicht und werde ihn wieder verherrlichen. ²⁹Die Menge, die dabeistand und das hörte, sagte: Es hat gedonnert. Andere sagten: Ein Engel hat zu ihm geredet. ³⁰Jesus antwortete und sagte: Nicht mir galt diese Stimme, sondern euch. ³¹Jetzt wird Gericht gehalten über diese Welt; jetzt wird der Herrscher dieser Welt hinausgeworfen werden. ³²Und ich, wenn ich über die Erde erhöht bin, werde alle zu mir ziehen.

Jesus deutet hier seine Passion als Verherrlichung, ja mehr noch, er ist offensichtlich überzeugt, dass er um dieser Verherrlichung

willen „in diese Stunde gekommen ist“ und geht freiwillig in die Passion. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber menschlich gesehen ist das schon eine große Herausforderung: Erniedrigung in Leiden und Tod hinein – auch hier wieder *dia kónis* – zu Verherrlichung Gottes? Vielleicht erschließen Jesu weitere Worte uns einen Sinn: Das Böse besiegen, alle Menschen an sich zu ziehen. Das Ende der „Verherrlichung“ ist nicht Jesu Tod, sondern seine Auferstehung und Heimkehr zum Vater. Es gilt, das Ganze zu sehen. Und dennoch: zu dem Ganzen gehört zunächst der Weg ins Leiden. Diese Spannung lässt sich nicht auflösen. Jesus formuliert sie kurz vor der zitierten Szene in einem Bildwort: „Amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24).

Bei aller Spannung und Herausforderung liegt in Jesu Worten sehr viel Vertrauen. Seine Beziehung zu Gott, zu seinem Vater, ist offenbar so tief, dass er in das schreckliche Geschehen der Passion hineingehen und darin einen Sinn sehen kann. Seine Beziehung zum Vater ist so innig, dass er auf ein gutes Ende des schrecklichen Geschehens nicht nur hofft, sondern fest vertraut. Vielleicht ist dieses Vertrauen geprägt davon, dass er in seinem Leben immer wieder erfahren hat, dass Gott da ist und ihn führt und hält. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht: Ich bin nicht sicher, ob ich so viel Vertrauen in einer solch bedrohlichen Situation aufbringen könnte. Aber ich wünsche es mir. Ich wünsche mir, dass ich dann sagen kann: Du, Herr, wirst schon wissen, warum ich in diese Stunde gekommen bin. Oder dass ich wenigstens mit dieser Frage vor Gott und mit Gott da sein kann: Warum bin ich in diese Stunde, in diese Situation, gekommen? Das „Deshalb...!“ mag mir auf den Lippen ersterben. Aber ich möchte vertrauen, dass es dieses „Deshalb“ bei Gott für mich, für uns, gibt.

Wenn ich über unsere Situation als Kirche heute nachdenke, dann scheint es mir wichtig, mit dieser Frage an Gott unterwegs zu sein:

„Warum sind wir in diese Stunde, in diese Situation gekommen?“ Oder vielleicht besser: „Wozu?“ (Das biblische „warum?“ ist sehr oft ein „wozu“, so etwa auch im Wort Jesu am Kreuz: „Wozu hast du mich verlassen?“). „Warum“ fragt nach der Ursache, „Wozu“ fragt nach der Aufgabe, der Berufung, nach dem, was aus einer Situation wachsen kann. Wozu ruft Gott uns als Kirche (von Köln) in unserer ganz konkreten Situation heute? Ich möchte Ihnen, möchte uns, heute diese Frage mitgeben: Wozu sind wir in diese Stunde, in die aktuelle Situation unserer Kirche gekommen? Nicht, um sie schnell zu beantworten – das wird nicht möglich sein. Nein, eher im Sinne von Rainer Maria Rilkes Gedicht „Über die Geduld“: „Man muss Geduld haben / Mit dem Ungelösten im Herzen, / und versuchen, die Fragen selber lieb zu haben (...) Wenn man die Fragen lebt, / lebt man vielleicht allmählich, / ohne es zu merken, / eines fremden Tages /in die Antworten hinein.“ Ich möchte Sie einladen, die Frage, „Wozu sind wir in diese Situation gekommen?“ lieben zu lernen und geduldig auf Antworten hinzuleben.

Ich bin dankbar, dass ich seit der Fastenzeit 2024 als geistliche Begleitung miterleben und bezeugen darf, dass und wie in Ihrem Erzbistum in der Erzbischöflichen Beratungskonferenz und anderen Leitungsgremien diese Frage nach dem „Wozu?“ im Fokus steht. Dabei ist wie überall klar: Es gibt darauf nicht einfach eine Antwort. Und ganz sicher kann es keine Antwort sein, dass alles so weitergeht wie bisher, oder „wie früher“. Es braucht eine neue Orientierung, und auch wenn die Antwort mehr gesucht als gefunden werden kann, so zeichnet sich doch eine Richtung ab, in der man sich gemeinsam weiter vortasten kann. In dieser Atmosphäre des betenden Suchens ist die pastorale Vision „Ihr werdet meine Zeugen sein“ entstanden. Welcher Ruf an uns steckt möglicherweise in der aktuellen Situation der Kirche in der Welt heute? Skizziert wird in der Vision eine Rückkehr zum Wesentlichen: Leben teilen – Glauben bezeugen – Evangelium weitergeben und so Menschen mit Christus in Berührung bringen. Von zentraler Bedeu-

tung sind Orte und Beziehungen, in denen der Glaube – und *pistis* hat ja auch die Bedeutung von Vertrauen! – erfahren werden kann: Orte der Vertrautheit mit Gott im Wortsinn und zugleich Orte der Freundschaft. Was hier vorgeschlagen wird, ist grundlegend und einfach, hängt nicht primär an Gebäuden, Finanzen, Strukturen, kann eher von Angesicht zu Angesicht gelebt werden, nicht nur im Urchristentum, auch heute. Nicht zufällig endet die Vision mit einer Frage: „Was brauchen wir heute und morgen wirklich, um als Kirche einladend, dienend und missionarisch zu sein?“ Mit dieser Vision ist eine zaghafte Orientierung geschehen – gehen und dabei die Vision teilen, können nur alle gemeinsam!

Jesus und die Jünger im Garten

Kommen wir zurück zum Johannesevangelium. Die Passion beginnt bei Johannes mit folgenden Worten (Joh 18,1–2):

¹Nach diesen Worten ging Jesus mit seinen Jüngern hinaus, auf die andere Seite des Baches Kidron. Dort war ein Garten; in den ging er mit seinen Jüngern hinein.² Auch Judas, der ihn auslieferte, kannte den Ort, weil Jesus dort oft mit seinen Jüngern zusammengekommen war.

Jesus geht mit seinen Jüngern in den Garten Getsemani – so könnte man meinen. Bei genauerer Betrachtung ist das aber bei Johannes ganz anders. Den „Garten Getsemani“ gibt es erst in einer Zusammenschau der Evangelien. Matthäus und Markus sprechen von „einem Landgut mit Namen Getsemani“ (Mt 26,36; Mk 14,32), Lukas spricht vom „Berg der Olivenbäume“ (Lk 21,37) und nur Johannes spricht vom Garten – ohne „Getsemani“ (Joh 18,1). Damit möchte ich nicht sagen, dass es sich nicht um denselben Ort gehandelt hat – das ist schon wahrscheinlich. Sondern dass Johannes seine eigene Weise hat, die Szene zu erzählen, und dass dies erheblich von unserer geprägten Vorstellung vom „Garten Getsemani“ abweicht.

Wenn es im vierten Evangelium überhaupt so etwas wie eine Todesangstszene gibt, so erzählt Johannes sie bereits in Kapitel 12: „Jetzt ist meine Seele erschüttert. Was soll ich sagen: Vater, rette mich aus dieser Stunde? Aber deshalb bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verherrliche deinen Namen!“ (Joh 12,27f) Damit ist das Geschehen, das zwei der synoptischen Evangelien mit Getsemani verbinden, bei Johannes hier in Kapitel 18 schon längst vorbei. Damit stellt sich die Frage: Wenn Jesus hier nicht in den Garten geht, um mit dem Vater darum zu ringen, welchen Weg er gehen soll, wozu denn dann? Die Szene bleibt seltsam inhaltsleer und ohne richtige Handlung. Jesus geht mit den Jüngern in 18,1 in den Garten hinein und verlässt ihn in 18,4 bereits wieder. Was im Garten passierte, können wir nur erahnen. Jedenfalls kein Gebet in Todesangst. Das würde nicht in die dramatische Konzeption des Evangeliums passen. Aufschlussreich ist die Information, dass Jesus sich dort häufig mit seinen Jüngern versammelte. Der Garten war also ein Ort, wo Jesus und die Jünger sich trafen. Dabei ist die Bezeichnung dieses Ortes als Garten (*képos*) höchst bedeutsam. Es ist im Griechischen möglich, einen Olivenhain als Garten zu bezeichnen, aber es fällt doch auf, dass das nur Johannes tut. Es liegt nahe, dass er damit auf den Urgarten, den Garten Eden anspielt. Wie der Mensch im Garten Eden in paradiesischer Unbefangenheit mit Gott umgehen konnte, so auch die Jünger mit Jesus im Garten. Mit Jesus im Garten zu sein, wird bei Johannes zu einer Chiffre für die Jüngerschaft. Deshalb wird Petrus bei seiner Verleugnung nicht gefragt, ob er zu Jesus gehört, weil ihn seine Sprache als Galiläer ausweist (vgl. Mt 26,73; Mk 14,70; Lk 22,59), sondern: „Habe ich dich nicht im Garten bei ihm gesehen?“ (Joh 18,26). Neben dem Garten Eden könnte hier auch auf antike Philosophenschulen angespielt sein. Denn die Philosophen Griechenlands lehrten in den drei großen Parks außerhalb von Athen: Platon in der Akademie, Aristoteles im Lykeion, die Kyniker im Kynosarges. Der antike Geschichtsschreiber Strabon rechnet die Gärten der Philosophen zu den Hauptzierden Athens.

Der Garten, in den Jesus bei Johannes zu Beginn der Passion geht, ist also kein Garten der Todesangst, sondern eher eine Jüngerschule mit Anklang an das Paradies. Was hier beschrieben wird, kann daher Vorbild für die „Orte der Vertrautheit mit Gott – Orte der Freundschaft“ sein, von denen die pastorale Vision spricht. Das klingt auch schon vorher in der Perikope von der Fußwaschung an, denn die Jünger sind bei Johannes nicht zum Paschamahl versammelt – in der johanneischen Chronologie ist erst der Karfreitag der Rüsttag zum Paschafest! – sondern zu einem *deîpnon*, einem Freundschaftsmahl. Wie bei einem solchen Freundschaftsmahl folgen danach philosophische Dialoge, die Abschiedsreden, in denen Jesus seine Jünger als Freunde bezeichnet (Joh 15,15). Er bereitet die Jünger in diesen Dialogen auf sein Sterben vor – man mag hier an den Abschied des Sokrates von seinen Schülern im platonischen Dialog Phaidon denken.

Die paradiesische Gemeinschaft im Garten in Joh 18,1–2 ist nur von kurzer Dauer, denn Judas hat den Ort verraten und so versammelt sich eine gewaltige Truppe von Juden und Heiden vor dem Garten, um Jesus zu verhaften (18,3). Jesus geht mitten in diese Bedrohung hinein, tritt dem Verhaftungstrupp vor dem Garten entgegen (18,4). Die Szene ist als Theophanie gestaltet, denn obwohl eine ganze Kohorte vor dem Garten aufmarschiert ist, fallen alle nieder, als Jesus das „Ich bin es“ und damit den Gottesnamen ausspricht (18,6). Zugleich bittet Jesus um die Freilassung seiner Freunde: „Wenn ihr also mich sucht, dann lasst diese gehen!“ (18,8)

Es ist auffällig, wie bereitwillig Jesus den „Ort der Freundschaft“, das gleichsam vorläufig wiederhergestellte Paradies aufgibt und sich seinen Verfolgern stellt. Bevor er ins Leiden geht, ist eben der Kosmos als Ganzer noch nicht heil, und ein exklusives Paradies ist ein Widerspruch in sich, da Gott doch der Schöpfer aller Menschen und Jesus der Erlöser aller Menschen ist. Bemerkenswert ist dabei, dass die frühjüdische Hoffnung auf das Paradies darin

bestand, dass es wieder geöffnet wird und die Gerechten hinein- kommen. Jesus wartet aber nicht im Paradies, wer hineinkommt, sondern er geht hinaus, dem gottfeindlichen Kosmos entgegen, um alle Menschen in dieser Lebenssphäre hineinzuholen, wie es wörtlich heißt, „alle an sich zu ziehen“ (Joh 12,32). Er weist auch Petrus zurecht, als der sein kleines Paradies, seine Freundesge- meinschaft, verteidigen will (18,10). Hier wird im Text doch noch an die Todesangstszene in Kapitel 12 angespielt, aber die Frage ist längst entschieden: „Der Kelch, den mir der Vater gegeben hat, soll ich ihn nicht trinken?“ (18,11)

Für „Orte der Freundschaft“ können wir festhalten, dass damit keine exklusiven Zirkel gemeint sein können, in denen der „hei- lige Rest“ (wenn er denn heilig ist), unter sich bleibt. Nein, die Orte der Freundschaft, der Vertrautheit mit Gott, müssen offe- ne, inklusive Orte sein, und die missionarischen Jüngerinnen und Jünger sollten mit Jesus mutig hinausgehen, um ihnen diese Orte zu erschließen.

Der Weg zum Golgota

Jesus geht nicht nur aus dem Garten hinaus, sondern sein Weg führt ihn in die Machtzentralen seines Heimatlandes hinein: vor den Hohen Rat und vor Pilatus. Schließlich führt sein Weg ihn ganz hinaus – aus Jerusalem und auf den Golgota. Im Gegen- satz zu einem Garten, zu dem es gewöhnlich gehört, dass er nach außen abgegrenzt ist, steht das Kreuz auf dem Golgotafelsen an einem weithin sichtbaren, nach außen unbegrenztem Raum. Es ist ein Ort inmitten des gottfeindlichen Kosmos, und Jesus ist von der Erde erhöht, um alle an sich zu ziehen (Joh 12,32).

Es ist bemerkenswert für unsere Vision, dass diese „Anziehung aller“ ein umfassendes Loslassen Jesu voraussetzt: Seine Freun- de haben ihn verlassen, die Kleider wurden ihm weggenommen.

Die beiden, die noch da sind, seine Mutter und der Jünger, den er liebte, gibt er einander zur gegenseitigen Sorge – und damit auch selbst ab. Am Kreuz ist er vollkommen nackt. Diese Vorstellung mag uns fremd erscheinen, ist er doch auf Bildern in der Regel dezent mit einem Tuch bekleidet. Frühere Generationen waren da weniger diskret: der Kirchenvater Hieronymus prägte das Wort: *Nudus nudum Christum sequi* – Nackt dem nackten Christus folgen. Praktisch die ganze Armutsbewegung des lateinischen Mittelalters hat sich auf dieses Wort berufen. Am Ende hat Christus alles losgelassen, zuletzt sein Leben.

Armut und Loslassen haben nur dann einen spirituellen Wert, wenn dies freiwillig gesucht wird. Deshalb bin ich vorsichtig, hier einen allzu engen Zusammenhang zur pastoralen Vision herzustellen. Ich formuliere meinen Gedanken als Frage: Wäre es nicht passend, die abschließende Frage aus der Vision mit Blick auf den gekreuzigten Christus zu stellen: „Was brauchen wir heute und morgen wirklich, um als Kirche einladend, dienend und missionarisch zu sein – und was nicht (mehr)?“ Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht (Joh 12,24). Vielleicht brauchen wir leere(re) Hände, um die Frucht unseres Wirkens von Gott her zu empfangen.

Die neue Schöpfung: Zurück im Garten

Jesu Sterben im Johannesevangelium ist jedenfalls kein Untergang, sondern der Evangelist erzählt mit diesem Tod zugleich den Beginn einer neuen Schöpfung. Wie in der Schöpfungserzählung der Genesis findet sich am Beginn und am Ende des Johannesevangeliums eine Zählung von Tagen (Joh 1,29.35.43; 2,1; 12,1.12; 13,1.18,28; 19,31). Die Zählung auf Jesu Passion hin beginnt „Sechs Tage von dem Paschafest“ mit der Salbung in Betanien (12,1). Und dann wird immer wieder eingeflochten, wie lange es noch bis zum Pascha ist – bis zum Rüsttag, an dem Jesus zum Tod verurteilt

wird und am Kreuz stirbt. Das ist der sechste Tag. An diesem Tag vollendet sich die Schöpfung. Liest man Jesu Sterben auf Griechisch, wird das ganz deutlich: Dreimal ist hier von „vollenden“ (*teléō*) die Rede (19,28–30):

²⁸Danach, als Jesus sah, dass nun alles vollendet war (tetélestai), sagte er, damit sich die Schrift vollende (theleiothé): Mich dürstet. ²⁹Sie steckten einen Schwamm voll Essig auf einen Ysopzweig und hielten ihn an seinen Mund. ³⁰Als Jesus von dem Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollendet (tetélestai).

Wie sich am sechsten Tag die erste Schöpfung vollendet, vollendet sich hier mit Jesu Tod die neue Schöpfung. Wie Gott am siebten Tag von allen seinen Werken ausruht, so ruht auch Jesus am siebten Tag im Grab. Auch deshalb heißt es, „dieser Sabbat war ein großer Feiertag“ (19,31). Auch wenn diese Formulierung im Frühjudentum aufgegriffen wurde, wenn das Paschafest auf einen Sabbat fällt, so ist es doch eine christliche Prägung, die im Martyrium des Polykarp zum ersten Mal vorkommt. Der Schöpfer der Welt – die Welt ist durch ihn geschaffen! (Joh 1,3) – ruht im Grab aus von seinen Werken (vgl. z.B. Joh 10,31f). Die Auferstehung ist dann am ersten Tag der Woche, dem achten Tag und ersten Tag der neuen Schöpfung.

Nach Jesu Tod am Kreuz wird dem Leser gesagt, dass „dort ein Garten war“. Das ist insofern spannend, als zuvor beim Weg zum Golgota und der Kreuzigung davon überhaupt nicht die Rede war. Erst nach Jesu Sterben und nachdem Blut und Wasser aus seiner Seite geflossen sind, heißt es: „Es war an dem Ort, an dem er gekreuzigt worden war, ein Garten“ (19,41). Von der Abfolge der Erzählung wirkt das so, als wäre der Garten erst durch Jesu Tod gewachsen. So wie die Synoptiker erzählen, dass sich die Felsen spalteten und die Toten auferstanden, so heißt es hier bei Johannes: „An dem Ort, wo man ihn gekreuzigt hatte, war ein Garten“

(19,41). In diesem Garten wird Jesus auch bestattet und begegnet am Ostermorgen Maria Magdalena, die ihn für den Gärtner hält.

Nach Jesu Tod ist also der Garten, der auch hier auf das Paradies anspielt, wieder erschlossen. Natürlich sind die beiden Gärten, die die Passion rahmen, in der historischen Topografie Jerusalems zwei verschiedene Orte. Im Johannesevangelium verschwimmen diese aber absichtlich miteinander, insofern sie keine Ortsnamen erhalten, sondern wortgleich jeweils nur gesagt wird, „da war ein Garten“. Wie ist dieser Ort beschaffen? Es fällt auf, dass er keine Grenzen mehr hat. Dieser Eindruck entsteht, weil die Jüngerinnen und Jünger Jesu hinein- und hinauslaufen – ganz anderes als bei dem „belagerten“ Garten vor der Passion. Der gottfeindliche Kosmos steht nicht mehr vor dem Garten, sondern ist selbst zum Garten geworden. Eden ist wieder entriegelt!

Zu der Vision von „Orten der Freundschaft“ gesellt sich hier als eschatologische Vision die Freundschaft der gesamten Menschheitsfamilie. Die Kirche ist ja nach *Lumen Gentium* ¹ „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“. Es ist wichtig festzuhalten, dass die Freundschaft aller Menschen eine eschatologische Vision ist. Nicht wir können sie umsetzen. Und doch mag sie uns vor Augen stehen, wenn wir kleine Ort der Freundschaft und der Vertrautheit mit Gott kultivieren. Wenn wir unsere begrenzten Kräfte einsetzen, sollten wir mit dem Kleinen beginnen, aber von Gott und seinem Wirken dürfen wir groß denken!

Der Gärtner

Maria Magdalena hält Jesus am Ostermorgen für den Gärtner. Wie ist das zu verstehen? Gregor der Große formuliert. „Da sie sich irrte, irrte sie sich nicht!“ Sie irrt sich, weil Jesus nicht der Gärtner des Grabgartens ist, aber sie irrt sich nicht, weil er der Schöpfer

des ganzen Kosmos ist, der nun zum wieder offenen Garten Eden geworden ist. Diese „Verwechslung“ ist ein typisch johanneisches Missverständnis. Im Alltäglichen verbirgt sich in diesem Evangelium oft Großes: Im Wasser das Wasser des Lebens, im Brot das Brot des Lebens und Jesu Leib, im Gärtner schließlich der Schöpfer der Welt. Das mag uns einladen, auf unserer Suche nach dem Weg der Kirche von Köln genau hinzusehen. Gerade diese Heilige Woche zeigt uns, dass sich Gott in den Erdenstaub hinabbeugt, bis er keine Gestalt und keine Schönheit mehr hat. Vielleicht will und wird er ganz anders wirken, als wir denken, sich im Unscheinbaren verbergen? Im Hebräerbrief wird uns nahegelegt: „Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt“ (Hebr 13,2).

Wie immer die Zukunft der Kirche von Köln aussehen wird, sie steht unter dem Geheimnis, das wir in dieser Woche feiern. Es wird die neue Schöpfung nicht ohne den Karfreitag geben, seinen nicht und unseren auch nicht, in dem wir mit ihm verbunden sind. Aber wir dürfen uns diesem Geheimnis anvertrauen, mit Geduld und mit Liebe zu allem Ungelösten und allen offenen Fragen.

Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenige Arbeiter

*Sr. Magdalena Winghofer, Ansprache zum Sonntagsevangelium
(14. Sonntag, Lesejahr C)*

Priestermangel, fehlende Mitarbeitende, fehlende Ehrenamtliche: Worüber heute gerne geklagt wird, ist ganz offensichtlich nichts Neues. „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter“. Schon vor 2.000 Jahren.

Aber vielleicht kein Wunder: Wer hat schon Lust auf diese Arbeitsbedingungen? Kein Geldbeutel, keine Vorratstasche, keine Schuhe. Übertragen auf heute vielleicht: kein Koffer oder Rucksack, keine Versicherung, keine Kreditkarte, kein Handy.

Versuchen Sie einmal, sich für einen Moment vorzustellen, Sie sind so unterwegs. Sie haben keine Sicherheit mehr. Nichts mehr, worauf Sie zurückgreifen könnten. Nichts mehr, womit Sie sich retten oder schützen könnten. Vielleicht spüren Sie, wie verletzlich das macht. Wer sollte sich das freiwillig antun?

Die Zahl 72 gibt darauf eine Antwort. 72 ist in der Bibel symbolisch die Zahl der Völker der Erde, ist die universale Zahl. Ein Kapitel weiter vorne hatte Lukas von der Aussendung der Zwölf erzählt. Wenn er nun von der Aussendung der 72 erzählt, geht es nicht mehr um eine Sondergruppe, sondern um uns alle.

Wir alle sind aufgerufen, das Reich Gottes zu verkünden, Frieden und Heil zu bringen. Ungesichert und verletzlich. Und das ist vielleicht heute schlicht eine Situationsbeschreibung.

Die Kirche verliert mehr und mehr die letzten Privilegien, ihr Ansehen und ihre Einflussmöglichkeiten. Und jeder einzelne Christ

muss, wenn er sich als solcher outet, damit rechnen, belächelt zu werden oder Ablehnung zu erfahren.

Wenn ich das Evangelium ernst nehme, ist das kein Grund für Klagen oder Bitterkeit. Vielmehr ist es genau dieses Unterwegs-Sein ohne Gepäck, Kreditkarte und Handy, diese Ungesicherheit und Verletzlichkeit. Und wir sind herausgefordert, sie von Herzen anzunehmen.

Ist das nicht verrückt? Welchen Sinn sollte das haben? Vielleicht ist die Antwort ganz einfach: Weil es Gott genauso gemacht hat. Er ist in Jesus Mensch geworden. Hat auf alle Möglichkeiten verzichtet, seine Macht zurückgelassen. Hat sich verletzlich gemacht und verletzen lassen. Das werden wir am Altar gleich feiern und erleben: Jesus Christus, gebrochen und in unsere Hand gegeben.

Das Evangelium fordert uns also schlicht dazu auf, Jesus nachzufolgen. Zu tun, was er tat: das Reich Gottes verkünden und Heil bringen. In derselben Haltung wie er: ungesichert und verletzlich. Und: in derselben Freiheit und Geborgenheit wie er! Wer alles aus der Hand gegeben hat, alles Gepäck und alle Sicherheiten, hat die Hände frei, kann in einzigartiger Weise frei sein.

Auch davon erzählt das heutige Evangelium: „Esst und trinkt, was man euch anbietet“ – ihr seid nicht mehr gebunden an Reinheitsvorschriften; Gesetze und Regeln sind nicht eure letzte Instanz. „Schüttelt den Staub von euren Füßen – und geht weiter.“ Ja, ihr könnt euch am Gelingen freuen, aber auch Ablehnung kann euch nichts anhaben. Ihr seid frei von allem Druck zu Leistung und Erfolg. Ja, Jesus sagt sogar: „Nichts wird euch letztlich schaden können“ – denn „eure Namen sind im Himmel verzeichnet.“

Der Auftrag des Evangeliums, der so hart klingt, ist also kein Himmelfahrtskommando.

Es gibt eine letzte Sicherheit: „Eure Namen sind im Himmel verzeichnet.“ Wo wir uns – wie Jesus – sicher sind, dass Gott uns trägt und hält, können wir auf andere Versicherungen und Privilegien verzichten. Und frei sein.

Und dann vielleicht sogar, wie die Jünger, überrascht feststellen: Es fehlt uns an nichts!

Das Evangelium überliefert schließlich nicht, dass die Jünger abgemagert und geschunden zurückgekommen seien – sondern voll Freude!

Sollen wir uns das nun also antun? Ganz persönlich, gemeinschaftlich als Kirche? Sollen wir Privilegien, Sicherheiten, Ansehen, Einflussmöglichkeiten loslassen? Sind die Freiheit und die Sicherheit in Gott attraktiv genug? Das müssen Sie nun selbst entscheiden!

Übrigens...

Sr. Magdalena Winghofer Cf

*Veröffentlicht am 03.07.2025 auf den Homepages
des Pastoralbereichs Hannover Süd*

... ist es manchmal besser, mutig nach vorne zu gehen als aus Vorsicht umzudrehen!

Am Pfingstsonntag war ich am Steinhuder Meer wandern. Es waren Schauer angesagt und ich sah die riesige, schwarze Wolkenwand aufziehen – aber auch, dass der Wind sie an mir vorbeitrieb. So wagte ich es, weiter Richtung meines angezielten Aussichtsturms zu wandern. Kurz vor dem Aussichtsturm zeigte sich aber, dass die Wolkenwand mich wohl doch nicht ungeschoren lassen würde. Vorsichtshalber entschied ich mich für Umdrehen, in der Hoffnung, dass ich so vor der Wolke hergehen könnte. Keine Viertelstunde später war ich im Platzregen unterwegs... Wäre ich noch die letzten paar hundert Meter zum Turm gegangen, hätte ich mich dort unterstellen und nach der Regenfront trocken weitergehen können...

Die Aussendungsrede Jesu an die Jünger, die wir an diesem Sonntag hören, macht deutlich: Nachfolge kann ungemütlich werden. Und in unserer Zeit ist es ja auch eher ungemütlich in der Kirche und als Christ*innen. Aber es gilt, auch angesichts von Schwierigkeiten und Ablehnung mutig nach vorne zu gehen – auf Jesus zu, der uns zwar nicht verschont, aber beschützt.

Die Bindung Isaaks. Begegnungen mit einem schwierigen Text

Von Sr. Igna Kramp CF

*Vortrag in Konventexerzitien für die Mönche der Abtei Niederaltaich,
Fastenzeit 2025*

Im Buch Genesis, Kapitel 22 wird erzählt, wie Abraham seinen Sohn Isaak als Brandopfer darbringen soll. In gewisser Weise ist das ein schrecklicher Text. Zugleich ist es aber auch ein zentraler Text, der bis heute zu den Lesungen der Osternacht gehört. Meistens wird er ausgelassen. Aber das ist keine Lösung. Ich möchte mit Ihnen in meinem Vortrag versuchen, die Bedeutung dieses Textes im Strom der jüdisch-christlichen Tradition zu verstehen.

Ein Problem, wenn wir von Opfer reden, ist die Begrenztheit unserer deutschen Sprache. Denn wir kennen im Deutschen nur das eine Wort „Opfer“ und unterscheiden dabei nicht das Opfer, das unfreiwillig und gewaltsam zu Tode kommt vom Opfer, das freiwillig gegeben wird. Das ist aber doch ein zentraler Unterschied. In anderen Sprachen ist das klarer, weil es zwei Worte dafür gibt. Etwa lat. *victima* und engl. *victim* für das Opfer von Gewalt einerseits und lat. *sacrificium* und engl. *sacrifice* für das freiwillig gegebene Opfer. Religiöses Opfer kann nur freiwillig gegeben werden, kann nur *sacrificium* sein. Unser deutsches Wort Opfer hatte ursprünglich auch einmal diese Bedeutung einer freiwilligen Gabe an Gott. Erst später und im übertragenen Sinne nannte man die Leidtragenden von Gewalt Opfer. Diese säkulare Bedeutung hat dann das ursprüngliche religiöse Verständnis überlagert, so dass es heute höchst missverständlich ist, im religiösen Kontext von Opfer zu sprechen. Es wird wohl hauptsächlich in einer kirchlichen Binnensprache verstanden, und auch da nicht immer richtig. Ein Missverstehen hat allerdings gravierende Konsequenzen für das Gottesbild. Glauben wir an einen Gott, der Opfer fordert,

gar blutige? Oder glauben wir an einen Gott, der unsere Hingabe sucht, unser Herz gewinnen will? Christliches Opfer kann nur *sacrificium* sein, also die Heiligung von etwas, indem man es dem säkularen Gebrauch entzieht und es Gott zu Verfügung stellt. *Sacrificare* bedeutet „heilig machen“. Oder vielleicht auch „heilig sein lassen“, was von Gott her geheiligt ist? In gewisser Weise ist das ja nichts als ein Zurückschenken, weil klar ist, dass alles von Gott geschaffen und geschenkt ist. Gott gehört die ganze Erde und was sie erfüllt. Im Kern geht es um Dankbarkeit, und darüber hinaus um Hingabe.

Wenn es bei den Opfern vor allem um Gottesbegegnung geht, und wenn Opfer freiwillig sein müssen, wie können wir dann Gen 22, die – im letzten Moment abgebrochene – Opferung Isaaks durch Abraham verstehen? Es mag ein Ausdruck höchster Hingabe von Seiten Abrahams sein, das Kostbarste überhaupt zu geben, seinen geliebten Sohn, den Erben der Verheißung – aber ist das nicht überaus grausam gegenüber seinem Sohn? Und ist nicht dieser dann eben aus seiner Perspektive kein *sacrificium*, kein freiwilliges Opfer, sondern *victima*, Gewaltopfer seines Vaters? Und was heißt es dann für unser Gottesbild, wenn in unserer Tradition dieses „Beinahe-Opfer“ Isaaks als Vorbild für das tatsächliche Opfer Christi verstanden wird? Musste, wie das Anselm von Canterbury verstanden hat, Gott der Vater seinen Sohn als Sühne für die grenzenlose Beleidigung unserer Sünden opfern? Hier kommen wir in gefährliche theologische Fahrwasser, die zu Recht kritisiert werden. Wie können wir Gen 22 angemessen verstehen?

Ich möchte mich heute hier mit Ihnen diesem Text stellen. Dabei setze ich zwei Schwerpunkte: Erstens: Die genaue Lektüre einiger Stellen im Text, die im Hebräischen Nuancen haben, die sich kaum übersetzen lassen, und die deutlich mehr Interpretationsspielräume lassen als die Wirkungsgeschichte des Textes vermuten lässt. Zweitens: Einen Blick in die frühjüdische Deutung des Textes, auf

der die christliche Deutung als Vorbild für den Tod Christi beruht. Es bleibt ein herausfordernder Text, aber diese beiden Ansätze können neue und unerwartete Perspektiven auf ihn eröffnen.

Erprobung

Der erste Vers kann als Überschrift für den ganzen Abschnitt verstanden werden: „Und es geschah nach diesen Dingen: der Gott prüfte den Abraham“. Entsprechend titelt auch die neue EÜ: „Die Erprobung Abrahams“. Prüft Gott uns Menschen? In manchem Kreisen wird das recht leichtfertig angenommen. Alles, was schwer im Leben ist, wird dann als Prüfung Gottes interpretiert. Warum sollte Gott das tun? Gen 22,1 hilft zu präzisieren, wie solche Prüfung angemessen verstanden werden kann. Denn hier steht eine hebräische Form (pi'el), die *resultative* Bedeutung hat. Es heißt also nicht „er prüfte“/„erprobte“, sondern genau genommen „er machte ihn geprüft“/„erprobt“. Das Bild ist nicht das eines groben Vaters, der den Sohn ins Wasser stößt und mal schaut, ob er schwimmen kann, sondern das eines Vaters, der den Sohn sanft ins Wasser schubst, damit er die Fähigkeiten voll entfaltet, von dem der Vater weiß, dass er sie hat, und er selbst noch nicht. Vielleicht kennen Sie den Film „Butterfly Circus“. Da gibt es eine Szene, wo ein junger Mann, der keine Arme und Beine hat, ins Wasser fällt und um Hilfe schreit. Die anderen Mitglieder des Circus sind ganz in der Nähe, aber sie scheinen ihn nicht zu hören. Sie helfen ihm nicht, weil sie ihn gut genug kennen um zu wissen: Er wird sich selbst helfen. Und tatsächlich: Er schwimmt! Er schafft etwas, von dem er gar nicht wusste, dass er das kann. So ähnlich ist vielleicht die „Erprobtmachung“ Abrahams zu verstehen. Der Leser kann hier schon erahnen: Abraham wird gestärkt aus dem Geschehen hervorgehen. Abraham selbst weiß das aber natürlich nicht. Der Satz ist die Überschrift über die Geschichte für den Leser/Hörer.

Der Gott

Wer ist hier „der Gott“? Im Text stehen verschiedene Bezeichnungen. Hier ist es „ha Elohim“, „der Gott“, während sonst immer „Elohim“, „Gott“ oder JHWH zu Abraham spricht. Hört Abraham hier wirklich die Stimme Gottes? Ist „der Gott“ hier sein Gott? Das ist gar nicht so sicher. Fest steht: Der Gottesname (JHWH) wird erst da im Text genannt, wo der Engel Abraham daran hindert, seinen Sohn zu töten. Vorher ist von „dem Gott“ die Rede. Das ist schon auffällig. Der jüdische Exeget Benno Jacobs versteht deshalb „den Gott“ eher als Versucher wie den Satan im Buch Hiob. Versteht man den Text so, nimmt der Gott Israels zwar die Bereitschaft Abrahams, Gott seinen Sohn zu geben, an, verhindert aber das Opfer und hat auch nicht den Auftrag dazu gegeben. Vielleicht ist das zu einfach. Aber die unterschiedlichen Gottesnamen fallen doch auf. Unterstützen lässt sich diese Verständnisweise durch das Verbot von Menschenopfern an anderen Stellen in der Schrift.

Gott bittet

Wie fordert Gott Abraham auf? Er bittet. „Nimm doch!“ (qah-nah) übersetzt Benno Jacobs als „bittweise nahelegend“. Gott spricht nur an 5 Stellen im Alten Testament so zu einem Menschen, und drei dieser Anreden gehen an Abraham. Sie haben mit der Verheißung zu tun: „Sieh doch: Das Land!“ (Gen 13,14), „Sieh doch zum Himmel hinauf und zähl die Sterne!“ (Gen 15,5). Es geht also auch hier, auch wenn es zunächst gar nicht danach aussieht, um die Verheißung.

Der einzige, geliebte Sohn

Die Reihung „Nimm doch deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, den Isaak“ erzeugt hier Spannung (erst am Ende ist klar,

es geht wirklich um Isaak als Erben der Verheißung und nicht um Ismael). Die Evangelien verwenden später die gleichen Worte der Septuaginta, also der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, für Jesus: „der einziggeborene“ (monogenes) und „der geliebte“ Sohn (agapetos).

Das Land Morija

Der Berg Morija ist der Ort, an dem später Salomo den Tempel bauen wird (2 Chr 3,1). Es wird in der frühjüdischen Tradition mit dem Garten Eden in Verbindung gebracht. Christen verbinden den Ort mit dem Golgota.

Bring ihn hinauf zur Darhöhung

Die hebräische Formulierung „bring ihn hinauf zur Darhöhung“ ist uneindeutig. Sie kann im Sinne eines Auftrags zum Opfer verstanden werden, denn „hinaufbringen“ kann die Bedeutung „opfern“ haben, und „Darhöhung“ kann „Opfer“ bedeuten – muss aber eben nicht. Erst in der griechischen und lateinischen Übersetzung wird dies vereindeutigt, indem dort *holokautoma* /*holocaustum* steht, d.h. Brandopfer (übrigens wurde Gen 22 über den jüdischen Schriftsteller Elie Wiesel prägend für den Begriff Holocaust). Hier stellt sich also die Frage: Hat Abraham richtig gehört? Wurde ihm wirklich das Opfer seines Sohnes aufgetragen? In der jüdischen Auslegung Genesis Rabbah heißt es:

„Nun fing Abraham an, sich zu verwundern, sagte R. Acha. Das sind sonderbare Dinge, dachte er, gestern sprachst du: Mit Jizchak soll dein Same genannt werden, heute sprichst du: Nimm deinen Sohn und jetzt sprichst du wieder: Lege nicht Hand an ihn! Darauf antwortete Gott: Abraham, ich breche nicht meinen Bund und ich ändere nicht mein Wort s. Ps 89,35; ich habe zu dir gesagt: Nimm deinen Sohn, aber ich sagte nicht: Schlachte ihn; ich habe

zu dir gesagt: „Führe ihn hinauf“ aus Liebe, du hast mein Wort gehalten, du brachtest ihn hinauf, jetzt führe ihn wieder hinab!“

Folgt man dieser Auslegung, hat Abraham Gott falsch verstanden, er sollte Isaak eigentlich nur zu ihm bringen, nicht ihn opfern. Das ganze Opfergeschehen wäre dann einfach ein Missverständnis, das auf Abraham zurückgeht, nicht auf Gottes Ruf. Ist das zu einfach? Jedenfalls lässt der hebräische Text die Deutung zu, während erst der griechische und lateinische festschreiben, dass ein Brandopfer gemeint ist.

Isaaks Alter

Eine sehr prägende jüdische Auslegung erschließt aus dem Kontext von Genesis 22 das Alter Isaaks. Gen 17,17 erwähnt, dass Sara ihn mit 90 Jahren empfangen hat. Direkt nach Gen 22, in 23,1f. wird erwähnt, dass sie im Alter von 127 Jahren starb. Die Auslegung versteht diese Erwähnung direkt nach der Bindung Isaaks so, dass Sara direkt danach starb. Demnach wäre Isaak bei seiner Bindung 37 Jahre alt gewesen. In Gen Rabbah 56,8 heißt es dazu:

„In dem Augenblicke, als Abraham seinen Sohn Jizchak binden wollte, sprach dieser: Vater, ich bin jung und fürchte, wenn ich das Messer sehe, mein Körper möchte vor Schrecken zittern; da würde ich dir Leid verursachen, indem das Schlachten nutzlos und das Opfer missraten würde, binde mich recht fest! Darauf heißt es: Er band den Jizchak, und das kann doch bei einem Mann von 37 [von 26 Jahren] nur mit seiner Zustimmung geschehen.“

Bei dieser Rechnung wäre Abraham, dem als Hundertjährigem Isaak geboren würde, ein Greis von 137 Jahren, während Isaak selbst ein junger Mann in seiner Vollkraft wäre. Daraus wird geschlossen: Isaak wurde nicht als hilfloses Kind zum Opfer gemacht, sondern hat sich als erwachsener Mann von seinem greisen

Vater freiwillig binden lassen. Nicht der Vater opfert den Sohn, sondern der Sohn opfert sich aus freiem Willen selbst. Das ist dann auch die Auslegung, in die sich Jesu Opfer sinnvoll hineinschreiben lässt. An sie knüpfen die Evangelisten an. So heißt es ebenfalls in GenR 56,3: „Und Abraham nahm das Holz für das Brandopfer (22,6) – wie jemand, der seinen Balken auf der Schulter trägt (Fn: den Balken, an dem er hingerichtet wird). In Gen 22,6 folgt: „...und lud es seinem Sohn Isaak auf.“ Verena Lenzen schreibt: „Die Formel des ‚Kreuz-Tragens‘, die neutestamentlich mehrfach belegt ist (Mt 10,38; Lk 14,27; Mk 8,34; Mt 16,24; Lk 9,23) und in der christlichen Tradition staurologisch verdichtet wurde, war sprachliches Gemeingut der frühjüdischen Zeit.“² In Joh 19,17 heißt es, dass Jesus selbst sein Kreuz trug, und in Joh 18,12.24, dass er „gebunden“ in die Passion ging. Hier kann man ahnen, dass die hier nachgezeichnete Interpretation der Bindung Isaaks im Hintergrund steht. Jesus ist zugleich gebunden dargestellt und zugleich als einer, der das Kreuz aktiv auf sich nimmt.

Die neutestamentliche Tradition von der freiwilligen Hingabe Jesu setzt das Selbstopfer Isaaks in der jüdischen Auslegung voraus. Nur so passt die Analogie: Nicht der Vater opfert den Sohn, sondern der Sohn opfert sich freiwillig selbst. Liest man den hebräischen Text mit einem erwachsenen Isaak, erschließen sich manche Nuancen neu. Etwa der Dialog zwischen Abraham und Isaak auf dem Weg zum Ort Morija:

„Und Abraham nahm die Hölzer zur Darhöhung und lud sie auf dem Isaak, seinem Sohn. Und er nahm in seine Hand das Feuer und das Messer.

Und sie gingen beide miteinander.

Und es sprach Isaak zu Abraham seinem Vater und sagte: Vater!

Und er sagte: Hier bin ich, mein Sohn!

Und er sagte: Siehe: das Feuer und die Hölzer, aber wo ist das Lamm zur Darhöhung?

Und es sagte Abraham: Gott wird sehen für sich das Lamm zur Darhöhung, mein Sohn.

Und sie gingen beide miteinander.

Abrahams Antwort ist im Hebräischen mehrdeutig. Man kann sie als Anrede an Isaak verstehen: „Gott wird..., mein Sohn“. Es wäre aber auch möglich: „als Opfer meinen Sohn“ oder „als Opfer dich, mein Sohn“. Auf jeden Fall ist dieser Dialog, gerahmt von „und sie gingen beide miteinander“ die Stelle, wo Isaak merkt, dass etwas nicht stimmt. Sie mutet sehr unheimlich an, wenn man das so versteht, dass es Abraham gelingt, Isaak mit seiner Antwort zu beruhigen, so dass er vertrauensvoll mitgeht. Oder so, dass er entsetzt ist und verstummt.

Man kann das aber auch anders verstehen: Dass dies der Moment ist, da Isaak begreift, dass er das Opfer sein soll. Und dass er in diesem Moment einwilligt und freiwillig weiter mitgeht – insbesondere, wenn er tatsächlich ein erwachsener Mann ist. Das scheint die griechische Übersetzung des Alten Testaments vorauszusetzen, denn dort finden wir eine variierende Übersetzung des Rahmens „Und sie gingen beide miteinander“. Vor dem Dialog um das Opfer heißt es: „und sie gingen jeder von beiden“ (hoí dúo háma), also „jeder für sich“. Nach dem Dialog heißt es dann „sie gingen beide gemeinsam“ (amphóteroi háma). Hier scheint der Übersetzer anzudeuten, dass sich während des Dialoges etwas verändert hat und die beiden sich einig sind. Im hebräischen Text ist das allerdings nicht erkennbar.

Es liegt nahe, bei diesem Dialog über das Lamm, das Gott sich aussucht, an das Gottesknechtslied in Jes 53,7 zu denken: „Er wurde misshandelt, aber er beugte sich und tat seinen Mund nicht auf

wie das Lamm, das zur Schlachtung geführt wird...“ Tatsächlich findet sich diese Verbindung auch schon in der jüdischen Exegese. Die Verbindung zwischen dem leidenden Gottesknecht und der Bindung Isaaks wird grundlegend für das christliche Verständnis der Hingabe Jesu als Lamm Gottes. Auch das nimmt etwa Johannes auf, da Jesus zur neunten Stunde stirbt, da die Pesachlämmer im Tempel geschlachtet werden, und mit der Bemerkung, dass an Jesu Leib kein Knochen gebrochen wird (wie beim Pesachlamm). Hier verdichtet sich das Netz an intertextuellen Bezügen in einer Weise, die neu erschließt, warum Gen 22 in der Osternacht als wesentlicher Text auf Tod und Auferstehung Jesu hin gelesen wird. Nicht der Vater opfert den Sohn, sondern der Sohn, Jesus, gibt freiwillig sein Leben, d.h. sich selbst, für uns.

Die Aktualität Mary Wards

Sr. Ursula Dirmeier Cf

Veröffentlicht auf feinschwarz.net am 4. Juli 2025

Die Aktualität Mary Wards in den gegenwärtigen turbulenten kirchlichen und politischen Zeiten soll beschrieben werden. Also beginne ich mit einem über vierhundert Jahre alten Wort einer Frau: „Bisher wurde uns von Männern gesagt, wir müssten glauben. Es ist wahr, wir müssen es. Aber lasst uns weise sein und wissen, was wir zu glauben haben und was nicht“. Mary Ward sagte das ihren Mitschwestern in Saint-Omer im Jahr 1617, als diese durch die abfällige Rede eines Jesuiten verunsichert worden waren, der meinte, ihr inneres Feuer werde wohl rasch erkalten; denn „schließlich sind sie nur Frauen.“ Es wäre eine Untersuchung wert, in welchen Zusammenhängen, politischen und wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen und natürlich auch religiösen, Frauen weltweit ähnlich abgewertet werden und sich in diesem Wort Mary Wards wiederfinden können. Ohne der Untersuchung vorzugreifen, behaupte ich: Es sind viele. Aber Mary war mit ihrem Satz noch nicht zu Ende: „(Lasst ...) uns nicht glauben machen, dass wir nichts tun können.“

„... schließlich sind sie nur Frauen“

Was sie mit ihren Mitschwestern zu tun vorhatte, war die Weitergabe des Glaubens auf der Basis eines Bildungsangebots für Mädchen und Frauen. Ausgangspunkt ihres Einsatzes war die Situation der Katholikenverfolgung in England, in der eine Seelsorge ohne die Mitwirkung von Frauen nicht möglich war. Deshalb konnten und wollten sie sich nicht hinter die Klostermauern zurückziehen. Gott setzt auf die Mitwirkung seiner Geschöpfe ohne Ansehen des Geschlechts.

Mary Ward ließ sich weder vom Dreißigjährigen Krieg noch von uneinsichtigen mächtigen Männern hindern, sondern lebte ihre Überzeugung: „Darin bestehen echte Stärke und Mut, wenn man das, was man als gut erkennt, wie immer die Umstände auch sein mögen, in die Tat umsetzt und sich von keinem Hindernis davon abhalten lässt.“ Diesen Spruch kann ich auf der Fassade des Gymnasiums gegenüber meinem Fenster lesen und hoffe dabei, dass er nicht falsch verstanden wird. Denn wieviel Leid und wieviel Unheil entstehen gerade dadurch, dass Menschen unter allen Umständen in die Tat umsetzen wollen, was sie für gut und richtig halten, auch wenn es den davon Betroffenen, weil darunter Leidenden, noch so schräg und falsch und bedrohlich vorkommt. Was man als gut erkannt hat, muss schon erst die Prüfung bestehen, ob es auch von möglichst vielen Anderen als etwas Gutes wahrgenommen werden kann und ob es auch für die Zukunft etwas Gutes erhoffen lässt.

Tun, was als gut erkannt wird

Worauf Mary Ward Rekurs für das Gute nahm, ist eindeutig: „Veritas Domini manet in aeternum; die Wahrheit unseres Herrn währt immerdar. Es ist nicht die veritas hominum, die Wahrheit der Männer oder die Wahrheit der Frauen, sondern veritas Domini.“ An dieser Wahrheit nimmt sie Maß dafür, was sie zu glauben hat und was nicht. Zusammen mit ihrem geistlichen Lehrmeister Scupoli ist sie überzeugt, dass man durch eine tiefgehende, gründliche Erwägung der Dinge erfassen kann, wie sie tatsächlich sind und nicht bloß zu sein scheinen; dass also die Wahrheit dessen erkannt werden kann, was wirklich gut ist und die Falschheit und Nichtigkeit des anderen, das nie leistet, was es nach außen hin verspricht und nur den Frieden des Herzens raubt. Voraussetzung ist, dass man nichts anziehend findet und sein Herz daran hängt, was nicht zuvor im Licht des Verstehens erkannt und gründlich geprüft und erwogen wurde, dabei unterstützt vom Licht der Gnade und des Gebets. Das Wissen um eine das Menschliche

übersteigende höhere Instanz ist also das eine. Das andere ist die Überzeugung, dass es den ebenso undefinier-, wie unverzichtbaren gesunden Menschenverstand braucht, der angesichts einer Flut unüberschaubarer (Falsch-)Nachrichten schlicht nachfragt: „Kann das denn sein?“ oder: „Wie wahrscheinlich ist das?“ oder eben: „Kann daraus etwas Gutes entstehen?“

Freilich, so Mary Ward, gibt es neben der einen großen Wahrheit Gottes die eigene kleine, wenn sie sagt: „Ich kann nicht anders als diese Wahrheit, diese Wirklichkeit, von der ich überzeugt bin, zu verteidigen, dass das innere Feuer nicht zwangsläufig erkalten muss, weil wir Frauen sind. Ich habe jedoch nicht die Absicht, diesen Pater zu tadeln. Von diesem Punkt abgesehen, mag er viel Erkenntnis besitzen und vielleicht besitzt er alle andere Erkenntnis und ich besitze nur diese Erkenntnis und Klarheit über diese einzige Wahrheit, durch die ich vielleicht gerettet werden muss. Deshalb muss und werde ich immer für diese Wahrheit eintreten, dass Frauen vollkommen sein können und dass das Feuer nicht zwangsläufig erkaltet, weil wir Frauen sind.“ Wenn also doch jeder so seine eigene(n) Wahrheit(en) besitzt, müsste der Weg zum Handeln im wechselseitigen Austausch bestehen, in der gewaltfreien Kommunikation, im demokratischen Diskurs, in der synodalen Gesprächskultur.

Schwer nachvollziehbare Gehorsamsbereitschaft

Aber soweit war das Papsttum des 17. Jahrhunderts nicht. Ihm gegenüber zeigte Mary Ward eine heute nur schwer nachvollziehbare Gehorsamsbereitschaft. „Gemäß der Anordnung der Eminenzen Kardinäle des Heiligen Offiziums bin ich nach Rom gekommen und biete nun zu Füßen Eurer Heiligkeit demütig und unverzüglich meine arme Person und mein kurzes Leben zur vollständigen Erfüllung dessen an, was Eurer Heiligkeit mehr gefällt.“ Mit diesen Worten meldete sie sich Anfang 1632 in Rom bei Papst Urban VIII., nach zweimonatiger Inquisitionshaft in München und ei-

nem quälenden Hin und Her sich widersprechender Dekrete nun der Fortsetzung des Inquisitionsprozesses gegen sie gewärtig. Sie hatte es schon einige Jahre zuvor angekündigt. Sie könne von dem, was sie als ihre Wahrheit erkannt hatte, „ablassen, wenn Seine Heiligkeit und Ihre Eminenzen es für gut hielten, aber etwas ändern oder etwas anderes annehmen könne sie nicht.“ Das Angebot, sich dem Zugriff der Inquisition durch Flucht aus dem Kirchenstaat zu entziehen, schlug sie aus; bedenkenswert für alle, die vor der Frage nach Flüchten oder Standhalten stehen.

Zugleich wehrte sie sich mit erstaunlicher Zähigkeit dagegen, dass gegen sie geurteilt würde, ohne die Fakten unvoreingenommen zur Kenntnis zu nehmen. So diktierte sie am 27. März 1631 in der Haft, in Todesgefahr und bereit, ohne die Sakramente zu sterben, statt eine missverständliche Erklärung zu unterschreiben, das Folgende: „Falls sich jedoch in dem, was zunächst von den Päpsten und heiligen Kongregationen der Kardinäle gebilligt und autorisiert wurde und in dem ich gemäß meiner geringen Kraft der heiligen Kirche zu dienen wünschte und suchte, (durch die, denen die Entscheidung über solche Angelegenheiten zukommt) entschieden werde (nachdem die Wahrheit in allem wahrgenommen wurde), es sei darin etwas, was der Pflicht einer wahren Christin oder dem geschuldeten Gehorsam gegenüber Seiner Heiligkeit oder der Kirche widerstreitet, bin ich und werde ich (mit der Gnade Gottes) immer die Bereitwilligste sein, meine Schuld anzuerkennen, um Verzeihung für die Verfehlungen zu bitten und zusammen mit der bereits geschehenen öffentlichen Entehrung und den mir auferlegten Leiden mein armseliges und kurzes Leben anbieten, um für besagte Sünde zu sühnen.“

Wahrhaftigkeit eingefordert

Sie gehorchte dem Papst, weil er der Papst war. Zugleich blieb sie dem verpflichtet, wozu Gott sie berufen hatte. Bemerkens-

wert auch, dass sie sich für den Priester einsetzte, der sie inhaftiert hatte und ihr die kirchlichen Beschlüsse mitteilen musste. Er war nämlich gerügt worden, weil er Mary Ward auf ihre Bitte hin ein Originalschreiben des Heiligen Offiziums gezeigt hatte. Sie schrieb daraufhin unumwunden an besagte Instanz: „Ich hoffe, dass er das gründlich missverstanden hat. Denn es hat nicht den Anschein, möglich sein zu können.“ Sie forderte Transparenz ein und erwartete Wahrhaftigkeit, wie sie sie zu geben bereit war.

Vom Vorwurf der Häresie freigesprochen, fuhren sie und die wenigen, die geblieben waren, mit erstaunlicher Beharrlichkeit fort, durch Mädchenbildung der Kirche zu dienen, in einer Gruppierung „weltlicher“ Frauen, die nicht aufhören mochten, ihre Berufung zu leben. „Fürchte nur, zu viel zu fürchten“ hatte sie schon früher einer Mitschwester geschrieben, die zum lebensgefährlichen Einsatz nach England aufbrach. Am Gedenktag des Apostels Petrus in Ketten hatte sie einmal im Gebet für ihr Institut erkannt, „dass dessen Wohlergehen, Entwicklung und Sicherheit nicht in Reichtum, Einfluss und Fürstengunst bestehe, sondern darin, dass seine Mitglieder einen freien Zugang und offenen Zutritt zu Gott haben, von dem alles an Kraft, Erkenntnis und Schutz herkommen muss.“

„Fürchte nur, zu viel zu fürchten“

Das Vertrauen auf Gott und die Zuversicht, dass sich verwirklichen werde, was von Gott gewollt ist, waren das Fundament, auf das sie in allem gründete und auf dem sie nach dem Erdbeben der päpstlichen Unterdrückungsbulle wieder aufbaute. Sie war überzeugt: „Alles, was nicht in Gott und für Gott ist, wird mit der Zeit vergehen.“ Die zurückliegenden vierhundert Jahre haben ihr rechtgegeben und das Lied vieler Frauen ist auch ihr Lied: Von Herzen juble ich über Gott, meinen Retter. Er hat auf mich unbedeutende Frau geschaut. Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Geringen. Gott hat sich meiner erbarmt.

Der Schritt aus der Nische. Genese der Bamberger Mary Ward

Sr. Beate Neuberth Cj

2026 steht in unserer Mary-Ward-Woche die Bamberger Plastik der Mary Ward im Mittelpunkt. Hier möchte ich erzählen, wie es zu ihrer Entstehung gekommen ist.

1995 wurden Dächer von Teilen des Bamberger Schul- und Institutsbaus neu eingedeckt. Dazu waren Gerüste aufgebaut, die die Fassaden völlig verstellten. Nachdem sie Monate später endlich entfernt werden konnten gab das einen neuen Blick auf das Ensemble frei. Als ich – ich war damals Oberin – über den weiten Hof von der Südseite Richtung Kirche ging, fiel mir erstmals auf, dass über der Türe zur Institutskirche eine barocke Nische war – unbesetzt. Spontan wünschte ich: Da würde eine Mary Ward hineinpassen!

Mit der Bamberger Familie Ultsch hatten wir seit vielen Jahren eine innige Verbindung, die auch tatkräftig war. Bei Arbeiten in unserem Obstgarten z. B. halfen Georg und Marie Ultsch selbstverständlich mit und unterstützten die Mitschwester, die dafür verantwortlich war. An einem Geburtstag von Frau Ultsch wurden Sr. Felizitas Geyer CJ und ich eingeladen. Dabei zeigte uns der Sohn Albert Ultsch, seines Zeichens Bildhauer, die wohl gelungenen Büsten seiner Eltern. Hier wäre doch ein Künstler, dem man die ersehnte Mary Ward anvertrauen könnte...

Er hätte doch sozusagen „die Gene“, unsere Gründerin zu kreieren: Seine Mutter war als junges Mädchen bei uns Kandidatin, Georg, ihr späterer Mann „Hausdiener“. So haben sich die Eltern hier kennen und lieben gelernt. Dazu kommt, dass Sr. Tharsitia Ultsch eine Tante von Albert war und Sr. Elekta Ultsch eine Cousine. Vie-



le Mitschwestern und auch unsere Institutskirche waren dem jungen Mann seit langem vertraut.

Sr. Mechtild Meckl, in den 90er Jahren Generaloberin, war gerade da zur Visitation, eine günstige Gelegenheit, den Traum, die spontane Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Wir luden Albert Ultsch zu einem Dreiergespräch ein und übergaben ihm auch verschiedene Schriften und Bilder von und über Mary Ward. Albert Ultsch nahm diesen Auftrag gerne an.

Die Bamberger Dachdeckerfirma Weigel-Schrüffer wollte einen Beitrag zum „Kunst am Bau“ leisten und versprach, dieses Projekt zu finanzieren. So gab es auch in dieser Hinsicht freie Bahn...

In der Adventszeit 1995 stellte uns Albert Ultsch das Modell der Statue vor und zeigte uns, wie er Mary Ward sieht. Nur Kleinigkeiten wollten wir verändern lassen und fast alle Mitschwestern waren mit dem kommenden Kunstwerk einverstanden und freuten sich darüber.

Am 8. März 1996 wurde die 70 kg schwere und 1,20 m hohe Plastik aus Bronze in einer bewegenden Hebefeiер mit unserem Schwesternchor und dem Pfarrer Hans Hübner von St. Martin an ihren Platz gestellt.

Albert Ultsch hat mit seiner Gestaltung die Spiritualität Mary Wards in einzigartiger und einmaliger Weise veranschaulicht. Als Pilgerin wurde sie sehr oft gestaltet, aber der Schritt aus der Nische und das IHS auf der Herzseite drücken noch viel tiefer das Charisma unserer Gründerin aus, sodass selbst junge Schulkinder davon beeindruckt sind.

30 Jahre steht die Bamberger Mary Ward nun in ihrer barocken Nische, so als wäre sie extra für sie geschaffen – 30 Jahre weist sie uns gleichzeitig darauf hin, dass es nicht ausreicht, ruhig hier zu

verharren, sondern aus der tiefen Verbindung mit Jesus Christus ausgerichtet zu sein auf das, was jenseits der Nische ist, offen zu sein, bereit für den Weg, den der Herr uns zeigen will, offen für Gott und die Menschen. Möge sie weitere Jahrzehnte für unsere Schülerinnen und allen Besuchern Impuls und Ermutigung sein für ein solches Leben.

Ein besonderer Gedenktag: 11. April

Sr. Ursula Dirmeier CF

Veröffentlichung: auf der Homepage congregatiojesu.de

Vor vierhundert Jahren, am 11. April 1625, wurde Mary Ward in der Kirche Santa Maria dell' Orto in Trastevere in einer Zeit höchster Bedrängnis eine besondere Bestärkung geschenkt.

Jedes Jahr feiert die dortige Gemeinde an diesem Tag eine Messe in Erinnerung daran, was in ihrer Kirche geschah – Anregung, dieses Fest weltweit mitzufeiern

Bereits Ende Februar 1625 hieß es in Rom, es sei beschlossen, die italienischen Niederlassungen aufzuheben. Mary Ward hatte aber noch Gelegenheit, ihre Sache zu verteidigen. In einem Brief nach Neapel schrieb sie am 6. April:

„Liebe Winn, hier hat es seit Montag in der Karwoche (24. März) so heiße Kämpfe zwischen den guten Kardinälen und uns gegeben, wie man sie in Bezug auf Angelegenheiten, in denen nur Gott gedient und er gesucht wird, in nicht vielen Jahrhunderten, wenn überhaupt jemals, zu sehen bekommt. Der Gewinn wird am Ende in jeder Hinsicht auf unserer Seite sein. Es betrübt mich, dass weder Gesundheit noch Zeit es mir erlauben, genau zu berichten, wie die Dinge sich entwickeln. Oh wenn doch Gottes Ehre am Ende stehen würde und ich Dich hier hätte, um die Dinge, die geschehen, niederzuschreiben.“

Und am 19. April berichtete sie:

„Ich glaube nicht, dass wir von Rom weggeschickt werden, denn man müsste uns mit Gewalt fortreiben, sonst bleiben wir noch hier. Ich habe lang auf diese Bischöfe gewartet, die beauftragt wurden, uns zu visitieren. Aber sie

kommen nicht. Wir werden sicher etwas mit der nächsten Post von ihnen hören. Und wie die Dinge sich entwickeln, sei sicher, Du wirst es erfahren. Die vor kurzem begonnenen Kriegshandlungen in Genua stehen schlecht. Der Feind gewinnt sehr die Oberhand. Der Hofhier ist sehr beunruhigt, denn es wird sehr befürchtet, dass Rom selbst seinen Teil abbekommt. Aber ich hoffe, Gott wird die Seinen beschützen, sein heiliger Wille soll immer geschehen. Dieses Jubeljahr wird aus allzu gutem Grund in Erinnerung bleiben. Mag sein, dass diese Unruben von der Verfolgung dessen ablenken, was gegen uns geplant ist. Man wird später mit größerer Freiheit darüber sprechen können.“

In der Zwischenzeit war die Aufhebung für Rom und Perugia angeordnet worden. Am 11. April wurde auch die Aufhebung für Neapel dekretiert. Das ist der Tag, von dem die Inschrift des Bildes 40 im Gemalten Leben bezeugt:

*„Als Maria am 11. April 1625 in der Kirche,
die Madonna dell’ Orto genannt wird,
vor dem Allerheiligsten klar erkannt hat,
dass sie selbst nichts und Gott alles sei,
ist sie derart in seine Liebe versenkt worden,
dass sie, völlig von sich entäußert, in ihm allein ruhte.
Durch den hellen Glanz der Strahlen,
die ihr von dem Altarsakrament ins Gesicht leuchteten,
wurde sie eine geraume Zeit geblendet.“*

Einen offenen und freien Zugang zu Gott suchen und finden

Von Hilmtrud Wendorff Cf

Vorabdruck aus: *Gut alt werden. Ordensmenschen erzählen*,

hg. von Hermann Kügler (s.u.)

Seit rund 60 Jahren bin ich nun ignatianisch unterwegs – 56 davon in der Congregatio Jesu. Es war und ist nicht immer einfach, aber ich hab noch keinen Tag bereut, blicke dankbar zurück und vertrauensvoll in die Zukunft – TROTZ aller Unwägbarkeiten und Probleme im persönlichen Lebensumfeld, in Kirche und Gesellschaft. Welche Aspekte dieser großartigen Spiritualität haben mich eigentlich am meisten geprägt und tragen heute noch? Da ist zuerst das „Gott in allen Dingen“ (Ignatius) bzw. wie es bei unserer Ordensgründerin Mary Ward heißt „Alles auf Gott beziehen“.

Oft liegt der Akzent dabei auf dem „Gott in allem suchen“. Spätestens in den 6 Monaten, die ich 2015/16 in der interreligiösen und interkulturellen Jesuitenkommunität in der Naunynstraße in Berlin mitlebte, wurde das zur tiefen Erfahrung von „Gott in **allem finden**“. Ich kann das nur schwer beschreiben, aber die Weite, die Freiheit und auch die Kraft, die mir daraus geschenkt wurden, wirken bis heute und lassen sich im Alltag abrufen, gerade dann, wenn ich an meine physischen oder psychischen Grenzen zu stoßen drohe.

Auf starke Resonanz trifft bei mir Mary Wards Erkenntnis – niedergeschrieben zu einem Zeitpunkt, als sich eine Vielzahl massiver

3 “[O]ur happiness, security, and progresse was not to be in Ritches, greatnes, and Favour of Princes, but in having our way open and free to God Almighty”, siehe: Ursula Dirmeier (Hg.): *Mary Ward und ihre Gründung. Die Quellentexte bis 1645* (Corpus Catholicorum 48), 91.

4 „[A]nd that we be such, as we appear, and appear, such as we are”, siehe: Ursula Dirmeier (Hg.): *Mary Ward und ihre Gründung. Die Quellentexte bis 1645* (Corpus Catholicorum 45), 290

Hindernisse vor ihr auffürmten oder ihr in den Weg gelegt wurden, nicht zuletzt von „der Kirche“ ihrer Zeit, der sie mit ganzem Herzen diente. Sie schreibt: „Unser Glück, unsere Sicherheit und unser Fortschritt kommen nicht von Reichtümern, Größe, Gunsterweisungen von Fürsten, sondern liegen darin, dass wir einen offenen und freien Zugang zum allmächtigen Gott haben.“

Und wie finde ich diesen freien Zugang? Ihre Antwort ist ganz einfach: „Geh nah zu Ihm hin“ und „Bring alles zu Ihm zurück“. Was heißt das anderes als: suche die Beziehung zu diesem Gott, schöpfe Kraft aus der Begegnung mit ihm, suche und finde ihn in allen Dingen – und lass dich von ihm finden. Diese tiefe Verbundenheit mit Gott lässt in ihr die Haltungen wachsen und reifen, die sie für ihre Gefährtinnen – und ich hoffe auch für uns – erbittet: Freiheit, Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit. „Zeige dich so wie du bist, und sei so, wie du dich zeigst.“ Die Übereinstimmung von Sein und Handeln, von Erkennen und Tun des Willens Gottes – Mary Ward hat sie in großer innerer Freiheit gelebt, mir, uns wünsche ich es von Herzen.

Und dann ist da die im Prinzip und Fundament (EB 23) geforderte Haltung: „...*Gesundheit nicht mehr verlangen als Krankheit, Reichtum nicht mehr als Armut, Ehre nicht mehr als Schmach.*.“ – Will ich das? Kann ich das? Klingt nach totaler Überforderung, ist es manchmal auch. Und doch – genau das wäre es: diese Indifferenz, die weder platte, resignative Wurstigkeit noch kraft- und hochmutstrotzender Aszetismus ist. Eine Haltung, in der alles gleich gültig ist – gleiche Gültigkeit hat – wenn es MEHR zum Ziel des Lebens, bzw. meiner Berufung als Mensch, die Liebe zu leben führt. Ich meine, der „freie Zugang“ ist eine tragfähige Brücke auf dem Weg zu dem Ziel, Gott in allem zu finden.



Buchtipp:

Hermann Kügler (Hg.)

Gut alt werden

Ordensmensen erzählen

Ignatianische Impulse 104,

Würzburg,

erscheint im Januar 2026.

Wie geht „gut alt werden“? 30 Ordensfrauen und Ordensmänner im Alter zwischen 77 und 94 Jahren schreiben in diesem Buch davon, welcher Aspekt der Ignatianischen Spiritualität sie im vorgerückten Alter trägt, wenn Gesundheit und Kraft schwinden. Was hat sich gewandelt und worauf ist wirklich Verlass? In ihren Erfahrungen lassen sich Antworten auf die großen Lebensfragen erahnen, die sich im fortgeschrittenen Alter für jeden Menschen stellen.

Ihre Spende kann Zukunft gestalten



Mary Ward House Chishawasha

Das Mary Ward House in Chishawasha wurde 1968 gegründet und ist die älteste Einrichtung ihrer Art in der Region. Zu der Einrichtung gehört ein Wohnheim, in dem 60 Mädchen der Klassen 5 und 6 untergebracht sind, die am St. Ignatius College studieren.

Mary Ward Children's Home

Das Mary Ward Children's Home ist mehr als nur eine Unterkunft, es ist ein Ort, an dem Kinder mit unterschiedlichem Hintergrund ein Gefühl von Familie und Zugehörigkeit finden. Jedes Kind wird mit offenen Armen empfangen und erhält eine persönliche Betreuung, die auf seine individuellen Bedürfnisse eingeht.

Congregatio Jesu in Zimbabwe und Mozambique

Die Congregatio Jesu Zimbabwe wurde 1951 durch 5 Ordensschwwestern aus Mainz gegründet. Das Regionalhaus befindet sich in Harare. Im Noviziat in Kwekwe können junge Frauen ihrem Ruf als Ordensschwwestern der Congregatio Jesu folgen. Seit dem Jahr 2021 sind wir auch in der Nsaladzi-Mission in der Provinz Tete, Mosambik tätig und arbeiten in den Bereichen Unterricht, Krankenpflege und Pastoralarbeit mit den Jesuiten zusammen.

Schulspeisung, Nesigwe

Die Nesigwe Secondary School liegt in Matabeleland North, in der Diözese Gokwe. Die Schule dient als Anlaufstelle für eine Gemeinde, die sich tief in einer Wirtschafts- und Umweltkrise befindet. Da viele der 320 Kinder von weit her kommen und morgens noch nichts zu essen oder trinken bekommen, erhalten sie zum Frühstück einen nahrhaften Trank und ein einfaches Mittagessen.





St. Joseph Clinic, Chishawasha

Die St. Joseph's Clinic in Chishawasha versorgt Bauern in und um Chishawasha. Viele der Menschen, die die Dienste in Anspruch nehmen, sind sehr arm. Die Klinik verfügt über eine Entbindungsstation mit Entbindungsraum, Schwangerenvorsorge und Geburtsnachsorge.

St. Pedro Pio Poly Clinic, Norton

Die St. Padre Pio Poly Clinic versorgt 25.705 Einwohner, darunter 3.907 Kinder unter fünf Jahren. Die Klinik ist eine lebenswichtige Ressource, vor allem für die Ärmsten.

Landwirtschaftliche Projekte

Wir unterstützen die Bevölkerung bei einer Vielzahl von landwirtschaftlichen Projekten.

Mary Ward Grundschule, Mbizo

Über 1.100 Kinder lernen an der Mary Ward Primary School. Einige der Kinder des Mary Ward Children's Home besuchen diese Schule. Es ist eine der besten Grundschulen im District Kwekwe in Zimbabwe.

Mary Ward High School Mbizo

Die Mary Ward High School wurde 2020 von der Congregatio Jesu mit Hilfe von Spendern aus Deutschland und England gegründet. Das Ziel ist es, auch Kindern aus ärmeren Familien einen Zugang zu höherer Bildung zu ermöglichen. Derzeit besuchen 510 Schülerinnen und Schüler die High School.





Wie können Sie spenden?

Congregatio Jesu Mitteleuropäische Provinz

Bank: Liga Bank eG

IBAN DE32 7509 0300 1202 1020 21

BIC GENODEF1M05

Kennwort: Simbabwe

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Spende, ohne die all das nicht möglich ist.

Zuwendungsbescheinigungen können nur bei vollständiger Angabe des Namens und der Adresse, sowie Namens-Übereinstimmung mit dem Kontoinhaber ausgestellt werden.

Ansprechpartnerin:

Sr. Marica Bašić CJ, Provinzökonomin

Planegger Str. 4, 81241 München, 089/820754-106

Unsere Autorinnen

Sr. Ursula Dirmeier CJ arbeitet im Archiv der Augsburger Gemeinschaft. Ihr Spezialgebiet ist die Spiritualität Mary Wards und die Ursprungsgeschichte der Congregatio Jesu.

Sr. Nathalie Korf CJ arbeitet im Referat Nachhaltigkeit und schöpferungsverträgliche Pastoral im Bistum Limburg.

Sr. Igna Kramp CJ ist Leiterin des Entwicklungsbereichs Geistliche Prozessbegleitung im Bistum Fulda.

Sr. Beate Neuberth CJ übernimmt fast täglich Kirchenpräsenz in der Bamberger Institutskirche, hält Führungen, überträgt Chronikbücher aus der deutschen Schrift ins Digitale und malt.

Sr. Hilmtrud Wendorff CJ ist Koordinatorin der Online-Exerzitien, engagiert sich bei OrdensFrauen für Menschenwürde und im Ignatianischen Forum.

Sr. Magdalena Winghofer CJ lebt in Hannover und arbeitet in der Stadtteil-Pastoral in Neubaugebieten. Sie ist Provinzassistentin und in der Berufungspastoral tätig.

Gastautor im Heft 2026:

Thomas Schmidt ist Priester und arbeitet zusammen mit Sr. Nathalie Korf im Referat Nachhaltigkeit und schöpferungsverträgliche Pastoral im Bistum Limburg.

Sie suchen...?

Exerzitien sind Tage intensiver Begegnung mit Gott. In der Stille, den Gebetszeiten, durch Impulse und im Begleitgespräch nimmt der Exerzitant / die Exerzitantin die Realität der eigenen Sehnsüchte, der Erfolge, der Brüche und Leerstellen wahr und richtet sich auf Gott und Sein heilendes Wirken aus.

Geistliche Begleitung ist ein Dienst für Menschen, die ihr Leben christlich ausrichten wollen. Alles was geschieht, sei es angenehm oder unangenehm, löst in uns innere Regungen aus: Freude, Zögern, Angst, Vertrauen, Wut... Diese Regungen werden im Gespräch, das in etwa einmal im Monat stattfindet, angeschaut. In achtsamer Unterscheidung gewinnt der / die Begleitete aus den eigenen Erkenntnissen zunehmend Klarheit, wie er/ sie das eigene Leben vor Gott gestalten will.

Für Einzelexerzitien, stille Tage und geistliche Begleitung können Sie bei den Schwestern, die im Folgenden genannt sind, individuelle Termine absprechen:

Unsere Begleiterinnen

Augsburg

Sabine Adam CJ

Fon 08 21 5 02 72-0

sabine.adam@congregatiojesu.de

Ursula Dirmeier CJ

Fon 08 21 5 02 72-55

ursula.dirmeier@congregatiojesu.de

Monika Glockann CJ

Fon 08 21 5 02 72-0

monika.glockann@congregatiojesu.de

Katharina Holzmann CJ

Katharina.holzmann@congregatiojesu.de

Marianne Milde CJ

Fon 08 21 5 02 72-50

marianne.milde@congregatiojesu.de

Bad Reichenhall

Petra Hiemetzberger CJ

Fon 0 86 51 97 61-0

petra.hiemetzberger@congregatiojesu.de

Fulda

Igna Kramp CJ

Fon 06 61 87-214

igna.kramp@congregatiojesu.de

Hannover

Magdalena Winghofer CJ

magdalena.winghofer@congregatiojesu.de

München

Gratia Hallhuber CJ

Fon 0 89 82 99 42-37

Ghallhuber@web.de

Gabriele Martin CJ

gabriele.martin@congregatiojesu.de

Britta Müller-Schauenburg CJ

britta.mueller-schauenburg@congregatiojesu.de

Simone Remmert CJ

01 51 4 28 360 42

simone.remmert@congregatiojesu.de

Hilmtrud Wendorff CJ

hilmtrud.wendorff@congregatiojesu.de

Neuburg an der Donau

Gudula Bonell CJ

Fon 0 84 31 59 05 28

gudula.bonell@congregatiojesu.de

Österreich - Wien

Christa Huber CJ

christa.huber@congregatiojesu.de

Johanna Schulenburg CJ

johanna.schulenburg@congregatiojesu.de

Unser Tagungshaus

Neuburg an der Donau

Ansprechpartnerin: M. Barbara Kusche Cf

Durchwahl: 0 84 31 59 05-38 (auch AB)

barbara.kusche@congregatiojesu.de

Herausgeber: ZENTRUM MARIA WARD © Dezember 2025

Projektleitung: Igna Kramp CJ

Anschrift: Planegger Straße 4, 81241 München

Fon: 0 89 / 82 07 54 0

zmw@congregatiojesu.de · www.congregatiojesu.de

Gestaltung: Julia Arzberger, München

Umschlagfoto: Generiert mit Adobe Firefly, S. 51: Hoon-Woo Lee

ISSN 2199-1634 · Ausgabe 14

